

MEDIEN

Forum für historische Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Welche Zukunft hat Kommunikationsgeschichte?
Eine Rundfrage

Kommunikationsgeschichte endlich schreiben!
Ein Plädoyer

Studienanfänger und Kommunikationsgeschichte
Ergebnisse zweier Befragungen

Film: Quelle, Zeugnis, Dokument

Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Lernprozesse

3/87

Jahrgang 2

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“,
1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK:

DDr. Oliver Rathkolb (Obmann), Dr. Hannes Haas (Obmann-Stv.), Dr. Roman Hummel (Obmann-Stv.), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Margit Suppan (Kassierin), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Fritz Hausjell (Schriftführer-Stv.)

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster),
Dr. Edmund Schulz (Leipzig)

Redaktion:

Vorstand des AHK; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Dr. Hannes Haas

Hersteller:

Satz und Layout: Ulrike Horak

Druckvorlage: Fa. Adolf Holzhausens Nfg., 1070 Wien, Kandlgasse 19—21

Druck: HTU, Wirtschaftsbetriebe Ges. m. b. H., 1040 Gußhausstraße 27—29

Erscheinungsweise:

MEDIEN & ZEIT erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement: öS 150.— (Inland), öS 150.— + Porto (Ausland)

Studentenjahresabonnement: öS 110.— (mit Inskriptionsnachweis)

Einzelheft: öS 45.—

Bestellungen an MEDIEN & ZEIT, 1014 Wien, Postfach 208

Bankverbindungen:

Creditanstalt-Bankverein (CA-BV), Konto Nr. 0123-01263/00, BLZ 11.000

Österreichische Länderbank, Konto Nr. 102-113-378/00, BLZ 12.000

Österreichische Postsparkasse (PSK), Konto Nr. 7510.438

Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien

ISSN 0259—7446

Inhalt

Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte? Eine Rundfrage. <i>Hannes Haas</i>	2
Das Altern der neuen Paradigmen, Daten und Medien. Eine Antwort von <i>Ulrich Saxer</i>	2
Eine Antwort von <i>Jürgen Wilke</i>	4
Eine Antwort von <i>Michael Schmolke</i>	5
Eine Antwort von <i>Kurt Koszyk</i>	7
Die kunstreichen Brüder oder Über die Zukunft der Kommunikationsgeschichte. Notizen zu einer Rundfrage von <i>Walter Hömberg</i>	8
Plädoyer für eine vergleichende historische Kommunikationsforschung: Bausteine und Fragen. Eine Antwort von <i>Bodo Rollka</i>	9
Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben. <i>Wolfgang R. Langenbucher</i>	13
Wie halten es Studienanfänger mit Kommunikationsgeschichte? Ergebnisse zweier Befragungen. <i>Wolfgang Duchkowitsch</i>	17
Film: Quelle, Zeugnis, Dokument. <i>Winfried B. Lerg</i>	24
Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Lernprozesse. Pädagogische Reflexionen zu einem publizistischen Forschungsfeld. <i>Anton Austerman</i>	32

Editorial

Nachdem die Frage: „Woher kommen wir?“ in den letzten Jahren vermehrt fachgeschichtlich zum Thema gemacht worden war und mit dem Wiener Symposium *Wege zur Kommunikationsgeschichte* im Mai vergangenen Jahres auch die inhaltliche und methodische Breite der historischen Kommunikationsforschung dokumentiert wurde, wollten wir wissen: „Wohin gehen wir?“ Auf die von Hannes Haas gestellte Rundfrage: „Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte?“ antworteten mit Ulrich Saxer, Jürgen Wilke, Kurt Koszyk, Michael Schmolke, Walter Hömberg und Bodo Rollka bedeutende Fachvertreter der Schweiz, der Bundesrepublik Deutschland und aus Österreich. Damit macht die Medien- und Kommunikationsgeschichte neben der bereits praktizierten Interdisziplinarität auch einen wichtigen Schritt zu ihrer Internationalisierung.

Wer beim Wiener Symposium in einer der Arbeitsgruppen engagiert war, hat das Problem der notgedrungen selektiven Wahrnehmung selbst erlebt. Man war dabei und konnte doch nicht überall teilnehmen. Dieses Gefühl wurde beim Erscheinen des Berichtsbandes *Wege zur Kommunikationsgeschichte* nur verstärkt. Bei der Lektüre der Beiträge entstanden auch Wolfgang R. Langenbuchers *Notizen — ein Jahr später — bei der lesenden Teilnahme an einem Symposium, das man organisiert, aber situationsbedingt kaum erlebt hat*.

Wolfgang Duchkowitsch zeigt anhand einer Erhebung aus dem Wintersemester 1986/87, mit welchen Ein- und Vorstellungen Studienanfänger in die Lehrveranstaltung *Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte* gehen und welche Erwartungen sich daraus entwickeln.

Der Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Winfried B. Lerg demonstriert im vorliegenden Heft am Beispiel der Filmgeschichte modellhaft eine zielführende Vorgangsweise.

Aus pädagogischer Sicht beschäftigt sich Anton Austerman mit dem gesellschaftspolitischen Stellenwert der Kommunikationsgeschichte, mit ihrem Wirkungspotential im Hinblick auf gesellschaftliche Lernprozesse. Gerade dieser Fragestellung wird in der Zukunft mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen — konkret im Gedenkjahr 1938/88, wenn es das Phänomen des kollektiven Lernens einer Gesellschaft mithilfe der Massenmedien als geeigneter Verbreitungsinstanzen auszuloten gilt.

Welche Zukunft hat die Kommunikationsgeschichte?

Eine Rundfrage

von
HANNES HAAS

Kein Zweifel: das Ansehen der früher bisweilen belächelten Medien- und Kommunikationsgeschichte ist in den letzten Jahren gestiegen. Ein allgemein beobachtbarer Trend hin zur historischen Erkundung unserer Wurzeln hat den wichtigen öffentlichen Rückenwind erzeugt. Dazu kommt, daß sich das Gesamtfach in einer für die Entwicklung wissenschaftlicher Disziplinen wichtigen Phase der Konsolidierung befindet. Dazu gehört eben die für die Selbstdefinition und Abgrenzung so wichtige wissenschaftliche Ahnensuche, die Geschichte der universitären Institutionalisierung des Faches, die Aufarbeitung und Wiederentdeckung der klassischen Studien.

Neben diesem wissenschaftsgeschichtlichen Nutzen für die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat die Medien- und Kommunikationsgeschichte in den letzten Jahren jene interdisziplinäre Öffnung bewältigt, die häufiger die Forderungskataloge als die tatsächlichen Leistungsberichte der Sozialwissenschaften füllt. Vor allem auf inhaltlichem und methodischem Gebiet wurden durch die Anwendung der „Oral History“, des narrativen Interviews und der biographischen Kommunikationsforschung entscheidende Fortschritte erzielt, die Bewegung in eine insgesamt eher stagnierende Forschungslandschaft brachten und nach wie vor nicht fundiert in die empirisch-theoretische Kommunikationsforschung integriert sind.

Äußere Zeichen des behaupteten Aufschwungs sind das große Interesse, das kommunikationshistorischen Themenstellungen entgegengebracht wird und etwa an der großen Zahl der Referenten und Teilnehmer der letztjährigen Tagung der Deutschen und der Österreichischen Gesellschaften für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gemessen werden kann. Mit dem Symposium fällt auch die Gründung der vorliegenden Zeitschrift zusammen: der ersten und einzigen deutschsprachigen kommunikationsgeschichtlichen Fachzeitschrift. Im kommenden Frühjahr wird — wiederum in Wien und mit internationaler Beteiligung — eine dogmengeschichtlich bedeutsame Zusammenkunft erfolgen, bei der Paul F. Lazarsfelds, des Gründers der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung, gedacht werden soll.

Die vorliegende Rundfrage versteht sich einerseits als eine Art „intellektuelle Bilanz“ zum

Wiener Symposium, das nunmehr über ein Jahr und damit weit genug zurückliegt, um Zwischenbilanz ziehen zu können. Sie will andererseits die Einschätzung der Zukunft der Kommunikationsgeschichte für die persönliche wissenschaftliche Arbeit der Befragten, für die jeweiligen universitären Institute und für das Gesamtfach von seinen bedeutenden Vertretern erfragen. Wissend um die allgemeine Arbeitsüberlastung der Befragten und angesichts der Absicht, ein möglichst breites Meinungsspektrum zu erhalten, wurde für die Beantwortung nicht der Weg des wissenschaftlichen Einzelaufsatzes gewählt. Ich möchte vielmehr — der Problemstellung adäquat — die „verschüttete“ historische Form der „Rundfrage“ — in dieser Zeitschrift in der Folge in unregelmäßigen Abständen — wieder aufleben lassen, die in den 20er Jahren sowohl in Deutschland als auch in Österreich große Beliebtheit und Verbreitung besaß (vgl. etwa die bedeutenden Rundfragen in der „Literarischen Welt“ zum Thema „Reportage“).

* * *

Das Altern der neuen Paradigmen, Daten und Medien

Eine Antwort von ULRICH SAXER

Th. W. Adorno hat vor gut dreißig Jahren ein Essay mit dem Titel *Das Altern der Neuen Musik* veröffentlicht und dieses darin gesehen, daß deren ursprünglicher Impuls verebbt und sie dadurch in Widerspruch zu sich selber geraten sei¹. Der Vorgang ist auch bei wissenschaftlichen Systemen immer wieder erkennbar, wenn ein Paradigma sich erschöpft, weil seine Aussagekraft ausgelotet ist oder sein Potential für die Beantwortung dringender oder veränderter Fragen einfach nicht ausreicht. Und in einem solchen Fall wäre eben die Besinnung auf die *Paradigmengeschichte* des eigenen Faches von gutem, wie vor allem der diskontinuierlich-repetitive Verlauf der Rezeptionsforschung zur Genüge verrät². Von hoher Bedeutung wäre insbesondere die Rekonstruktion früherer Zyklen, an denen einsichtig würde, mit welchen Argumentationen die jeweilige Mainstream-Publizistikwissenschaft welche Paradigmen verteidigte oder preisgab. Vielleicht ließe sich auf dieser Grundlage die nächste Phase der Wirkungsforschung, in der diese wieder von der These der Medienohnmacht ausgeht, leichter prognostizieren.

Denn der Historiker ist bekanntlich „ein rückwärts gekehrter Prophet“ (Fr. Schlegel). Aus der Geschichte des eigenen Faches ließe sich dementsprechend sehr viel lernen, auch über das Altern jeweils neuer Medien. Zwar ist die Rieplsche Regel, daß neue Kommunikationstechniken alte nicht verdrängen,

aber zur Funktionsanpassung nötigen³, allmählich publizistikwissenschaftliches Allgemeinwissen geworden, aber trotzdem war die Reaktion des Faches auf das Heraufkommen der sog. Neuen Medien nicht besonders überzeugend⁴. Mit ein Grund ist der Umstand, daß um Neues als neu zu erkennen, man um das Alte wissen muß. Bessere Kenntnisse der damaligen gesellschaftlichen Auswirkungen des Buchdrucks oder, jüngst, von Radio und Fernsehen hätten wohl auch der heutigen Begleitforschung anlässlich der Einführung neuer Medien Anregungen vermitteln können, die ihren Untersuchungsanlagen zugute gekommen wären. Je mehr Makroperspektiven endlich Eingang in die Publizistikwissenschaft finden und — glücklicherweise — auch dank zunehmender Einsicht des Faches in die Komplexität der mit publizistischer Kommunikation verbundenen Prozesse, desto schwerer fällt es ja, zu generalisierenden Aussagen zu kommen und drängt sich als methodischer Königsweg der *Vergleich* auf, und zwar eben nicht nur derjenige zwischen räumlich, sondern auch zwischen zeitlich verschiedenen Systemen. Hier verdienen im übrigen die heutigen Entwicklungsländer besondere Beachtung, als sie mit ihrer maßgeblich auch durch ihre Medienimporte „komprimierten“ Geschichte⁵ in einem andern räumlichen Kontext Kommunikations-historie in dichtester Form nach-, und in der Analphabetismusproblematik vielleicht vorholen.

Vergegenwärtigung von Kommunikationsgeschichte bewahrt die Publizistikwissenschaft aber auch davor, *modischen Selbstdarstellungen und -deutungen ihres Gegenstandes* zu verfallen. Seit ihrer praktizistischen Frühzeit⁶ hat sich ja unsere Disziplin schwer damit getan, eine spezifisch fachwissenschaftliche Perspektive gegenüber derjenigen der Journalisten zu entwickeln, die bekanntlich einen Berufsstand bilden, der kein Gedächtnis hat und, der Aktualität verpflichtet, offenbar auch nicht haben kann. Anders ist z. B. der bunte Wechsel der journalistischen Autostereotype⁷, vom objektiven Journalismus bis zum anwaltschaftlichen, kaum erklärbar. Die Journalismusforschung indes, der es ja um die Erkenntnis und Würdigung der Typen von Journalismus geht, sollte, historisch versiert, sich einmal vergewissern, was nun z. B. dieser anwaltschaftliche Journalismus wirklich Neues und Besseres im Vergleich zum alten Meinungsjournalismus an sich hat und wie überhaupt journalistisches Auto- und Heterostereotyp und Berufsleistung sich im Verlaufe der Zeiten zu einander verhalten. Schließlich rekrutiert sich der journalistische Nachwuchs immer noch maßgeblich aufgrund dieser Stereotype und sind auch medienpolitische Entscheidungen von ihnen beeinflusst. Es kann daher W. Langenbucher wie W. Hömberg nur entschieden zugestimmt werden, wenn sie die Aufarbeitung der

Journalismusgeschichte fordern⁸.

Schließlich ist im Zusammenhang mit der publizistikwissenschaftlichen Re-Evaluation der Kommunikationsgeschichte auch *das stete Altern neuer Daten* zu bedenken. Bis deren Auswertung, zunftgerechte Kommentierung in Berichtsform und, im Glücksfall, Publikation gelungen sind, hat sich ja die Kommunikationswirklichkeit, zumal in den wandlungsintensiven modernen Gesellschaften, auch wieder verändert, dermaßen vermutlich in der Tat, daß die Zurückhaltung der publizistikwissenschaftlichen Literatur, sich auf mehr denn ein halbes Decennium alte Daten als Garanten des Jetztzustandes zu berufen, sich wie ein unfreiwilliges Geständnis ausnimmt, und zwar des Inhalts, daß publizistikwissenschaftliche Forschung, wie sozialwissenschaftliche Empirie überhaupt, nicht Gegenwart, sondern neueste Zeitgeschichte untersucht. Davon bildet zwar die hurtige Publikumsforschung der elektronischen Medien eine Ausnahme, bezahlt diese aber mit Interpretationsschwierigkeiten ihrer Datenberge. Daß demoskopische Institute wie dasjenige von Allensbach diese bereits als historische Quellen behandeln und entsprechend ausdeuten⁹, ist daher ebenso verdienstvoll wie die — leider noch immer singuläre — Langzeitstudie „Massenkommunikation“ der deutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten und ihrer Werbegesellschaften¹⁰. Die Beschränkung empirischer publizistikwissenschaftlicher Forschung ausgerechnet auf die allerjüngste Zeitgeschichte ist nämlich in keiner Weise dienlich, eine so elementar mit zeitlich bestimmten und strukturierten Prozessen befaßte Disziplin wie die Publizistikwissenschaft — man denke etwa an die Diffusions- und Wirkungsforschung — die sich analog dem Aktualitätenjournalismus auf die Analyse von Kürzestintervallen beschränkt, kastriert sich selber. Allerdings darf natürlich die Abhängigkeit dieser kommunikationsgeschichtlichen Forschung von der Gunst und Ungunst der jeweiligen Quellenlage nicht unterschätzt werden, die z. B. nur bedingt die historische Falsifikation / Verifikation von publizistikwissenschaftlichen Paradigmen gestattet¹¹.

Dies wird aber eine Hauptaufgabe der kommunikationsgeschichtlichen Analyse sein, die ihr auch vermehrte Präsenz in der Mainstream-Publizistikwissenschaft sichern wird. Die fällige weitere Historisierung der publizistikwissenschaftlichen Theorie wird ja nur durch eine intensiver theoretisierte kommunikationsgeschichtliche Forschung zu erreichen sein¹². In diese Richtung zielt auch der in jeder Beziehung ausgewiesene Katalog von prioritär zu beackernden kommunikationshistorischen Forschungsfeldern W. Langenbuchers¹³. Daß trotz dessen Nachweis, die Beschäftigung mit geschichtlichen Fragen habe im Rahmen unserer Disziplin nie abgerissen¹⁴, ein

entsprechend negativer „Mythos“ (W. Langenbucher) fachintern aufkommen konnte, verrät im übrigen, daß diese eben losgelöst von der über dem herkömmlichen Schulenstreit sich allmählich etablierenden Mainstream-Publizistikwissenschaft und mit zu geringem Bezug auf diese unternommen wurden. Es ist denn auch zu fragen, ob die Idee, Kommunikationsgeschichte als kommunikationswissenschaftliche Teildisziplin zu konzipieren, bei aller forschungspraktischen Anzeigtheit, inhaltlich richtig ist. Kommunikationsgeschichte ist doch eher eine *komplementäre Perspektive* zur synchronisch-systematischen und damit als deren Entsprechung durch alle existierenden Teildisziplinen der Publizistikwissenschaft hindurch unverzichtbar. Kommunikationsgeschichte ist mithin nicht eine Teildisziplin auf der Ebene der Kommunikator-, Medien-, Aussagen- oder Rezeptionsforschung, sondern die gesamtdisziplinäre Vergegenwärtigung der eigenen Historizität und derjenigen des Gegenstandes. Diese macht das unvermeidliche Altern der Publizistikwissenschaft produktiv und bewahrt sie davor, im Gefolge von Geschichtsblindheit zu veralten.

¹ Theodor W. Adorno: *Das Altern der Neuen Musik*. In: ders.: *Dissonanzen*, Göttingen 1956, 102ff.

² Ulrich Saxer: *Medienwirkungsforschung und Erfahrung*. In: Manfred Rühl (Hrsg.): *Kommunikation und Erfahrung*, Nürnberg 1987, 72ff.

³ Wolfgang Riepl: *Das Nachrichtenwesen des Altertums*, Leipzig 1913.

⁴ Werner Meier/Heinz Bonfadelli: „*Neue Medien*“ als Problem der Publizistikwissenschaft. In: Rundfunk und Fernsehen 35 (1987) H. 2, 169–184.

⁵ Majid Teheranian: *Communications and National Development*. In: ders. et al. (Hrsg.): *Communications Policy for National Development*, London 1977, 19.

⁶ Manfred Rühl: *Journalismus und Gesellschaft*, Mainz 1980, 28ff.

⁷ Siegfried Weischenberg: *Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus“*. In: Rundfunk und Fernsehen 31 (1983), H. 3–4, 349–369.

⁸ Beide in: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, München 1987.

⁹ Z. B. Elisabeth Noelle-Neumann/Edgar Piel (Hrsg.): *Eine Generation später*, München, New York, London, Paris 1983.

¹⁰ Marie-Luise Kiefer: *Massenkommunikation 1964 bis 1985. Trendanalyse zur Mediennutzung und Medienbewertung*. In: *Media Perspektiven* 1987, H. 3., 137–148.

¹¹ Ulrich Wegmanns interessanter Versuch z. B., *Das System Zürich und seine Presse im 17. und 18. Jahrhundert*, Lizentiatsarbeit am Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich, Zürich 1987, bleibt vor allem infolge ungenügender Daten zum System Zürich dem systemtheoretisch angestrebten Nachweis der Interdependenz der beiden Systeme vieles schuldig.

¹² Vorbildlich in dieser Hinsicht ist etwa die Studie von Jürgen Wilke: *Nachrichtenauswahl und Nachrichtenrealität in vier Jahrhunderten. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft*, Berlin, New York 1984.

¹³ Wolfgang R. Langenbucher: *Vorwort*. In: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, München 1987, S. 15f.

¹⁴ Wolfgang R. Langenbucher: *Von der Presse- über die Medien- zur Kommunikationsgeschichte*. In: Wolfgang Duchkowitz (Hrsg.): *Mediengeschichte*, Wien, Köln, Graz 1985, 11ff.

* * *

Eine Antwort von JÜRGEN WILKE

Die gestellte Frage schließt an das Wiener Symposium „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ vom Mai 1986 an. Sie ist naheliegend und berechtigt, weil der Wert einer solchen Veranstaltung nicht nur in dieser selbst besteht, sondern auch in den Konsequenzen, die sich langfristig aus ihr ergeben. Wissenschaftliche Fachtagungen können ja für die weitere Forschung wegweisende Funktion haben, zumal wenn sie durch einen so umfänglichen Sammelband dokumentiert werden.

Um ein altes, der Publizistikwissenschaft vertrautes Bild zu gebrauchen: Tagungen dieser Art sind „Spiegel“ und „Organ“ zugleich. Sie bündeln nämlich, was sich auf einem bestimmten Gebiet in der Forschung tut, und sie steuern andererseits die weitere Entwicklung von Forschungsinteressen und -aktivitäten. Insofern kommt ihnen auch eine durchaus forschungspolitische Bedeutung zu.

Allerdings ist hier eine nüchterne Betrachtung angebracht. Denn so imponierend es ist, die Breite kommunikationsgeschichtlicher Ansätze in dem Wiener Tagungsband versammelt zu sehen: Nicht von allen Autoren wird man weitere systematische Beiträge zur Kommunikationsgeschichte erwarten können. In einer ganzen Reihe von Fällen dürfte es sich eher um „Ausflüge“ in diesen Forschungsbereich gehandelt haben, was keineswegs abwertend gemeint ist.

Auf die inhaltlichen Perspektiven der Wiener Tagung möchte ich hier nicht eingehen, zumal ich dazu selbst einiges in meinen dortigen zwei Referaten gesagt habe. Vielmehr scheint es mir wichtig, auf notwendige praktische Konsequenzen hinzuweisen. Die Zukunft der Kommunikationsgeschichte hängt wesentlich davon ab, ob es gelingt, ihr dauerhaft und systematisch Forschungsenergie zuzuführen. Dazu bedarf es m. E. vor allem einer organisatorischen Grundlage. Auch kommunikationsgeschichtliche Untersuchungen wird man mehr und mehr in Form von Projekten durchführen müssen. Ohne institutionelle Fundierung wird es einen „Erkenntnissschub“ kaum geben können.

Was die Bundesrepublik Deutschland angeht, so läge es jetzt nahe, bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft einen Schwerpunkt oder gar einen Sonderforschungsbereich Medien- und Kommunikationsgeschichte einzurichten bzw. zu beantragen. Dieser

Schwerpunkt könnte vielleicht den im nächsten Jahr auslaufenden Schwerpunkt Medienwirkungsfor- schung ablösen. Wie nützlich eine kollektive und koordinierte Forschungsstrategie ist, hat dieser Schwerpunkt jedenfalls gezeigt. Nicht zuletzt die mehrfach zwischengeschalteten Konferenzen haben dazu Wesentliches beigetragen. Ähnliches würde man sich auch für die Kommunikationsgeschichte als Thema wünschen.

Ein solches Unternehmen wäre zwangsläufig längerfristig angelegt. Auf seine Realisierung und die Ergebnisse wird man aber, was die Rolle der Medien- und Kommunikationsgeschichte in der akademischen Lehre betrifft, nicht warten können. Denn diese Lehre ist Voraussetzung, um Studenten für diesen Bereich zu interessieren und an ihn heranzuführen. Dafür fehlt es aber an einer Einführungsliteratur, die dem veränderten Bewußtsein in Sachen Medien- und Kommunikationsgeschichte entspräche.

Fortschritte müßten folglich auf den beiden vorgenannten Wegen erzielt werden. Daß dazu ein guter Wille allein nicht ausreicht, möchte ich mit einer persönlichen Erfahrung illustrieren. Seit einigen Jahren erscheint in der „edition suhrkamp“ eine „Neue Historische Bibliothek“, die, in durchaus programmatischer Absicht, von Hans-Ulrich Wehler herausgegeben wird. Ich habe Herrn Wehler schon vor längerem darauf aufmerksam gemacht, daß innerhalb dieser Reihe zwar alle möglichen historischen Sujets (Jugend, Familie, Urbanisierung, Bevölkerung usw.) behandelt werden, nicht aber die Geschichte der Medien und der Massenkommunikation. Und das in einer Reihe, die durchaus unter sozialgeschichtlichen Vorzeichen steht. Wehler hat dieses Defizit sehr wohl eingeräumt. Auf das Angebot, einen solchen Band für die „Neue Historische Bibliothek“ beizusteuern, konnte er bisher nicht eingehen, weil Suhrkamp weitere Planungen für diese Reihe vom Erfolg der ersten „Welle“ abhängig macht. Ich zweifle inzwischen, daß die Medien- und Kommunikationsgeschichte auf Suhrkamps verlegerische Dispositionen warten kann.

* * *

Eine Antwort von MICHAEL SCHMOLKE

Der Fragesteller Hannes Haas hat seiner Einladung zum Mittag ein Zuckerl beigegeben: er wolle „die ‚verschüttete‘ historische Methode der Rundfrage ... wieder aufleben lassen“. Und so greife ich denn auch zu etwas „Verschüttetem“, jedenfalls Altmodischem, zu einem weißen Blatt Papier, einem, soweit möglich, unschuldigen. Ich kann natürlich nicht aus dem Kopf streichen, was ich irgendwann (und im

letzten Dezennium wieder häufiger und besser motiviert) zum Thema gelesen habe, aber ich arbeite mich nicht ein und verzichte auf die mehr oder weniger gelungene Placierung gut gefundener Zitate.

„Kommunikationsgeschichte“ soll mehr sein als Mediengeschichte, und Mediengeschichte ist, wenn der Begriff taugen soll, umfassender als Pressegeschichte oder Filmgeschichte oder ... Für mein Verständnis ist Kommunikationsgeschichte zunächst einmal Kampfplatz der begrifflichen Redlichkeit. Denn wenn wir davon ausgehen, daß kommunikationsgeschichtliche Forschung eben nicht (korrekt: nicht nur) die Geschichte der Zeitung X oder der Presse des Landes Y oder des Senders Z erhellen soll, sondern die „öffentliche gesellschaftliche Kommunikation“, den „Dialog der Gesellschaft“, die „communicatio socialis“, in deren Prozeßverläufen dieses und jenes Medium eine Rolle gespielt hat, müssen wir vorher dingfest machen, was wir meinen mit „gesellschaftlicher Kommunikation“. Allgemeinbegriffe dieses Abstraktionsniveaus sind zwar notwendig, um das Feld mit kurzem Wort benennen zu können, aber auf dem Platz, wo „kommunikationsgeschichtlich“ gearbeitet wird, sind die konkreten Gegenstände herzunehmen und zuzuordnen, — vielleicht am Anfang nur Mosaiksteinchen, wobei freilich schon auf Farben und Oberflächenbeschaffenheit zu achten sein wird, später Bilder, am Ende, wenn's gelingt, Strukturen, möglichst in der Gestalt „anschaulicher Abstraktionen“.

Ich habe Respekt vor dem Versuch, jeden Schritt kommunikationsgeschichtlicher Methodik so ehrgeizig durchzureflectieren, daß gewissermaßen abstrakte Plattformen entstehen, wie diese eine der ersten Anregungen zur neuen Welle der Kommunikationsgeschichte vorgeschlagen hat (Lerg 1976). Aber ich selber gehe, offen gestanden, gern schneller an das Material heran, und so lange die unbeachteten Felder so groß sind, wie sie sich zur Zeit darbieten, ist es, so meine ich, erlaubt, die Entwicklung abstrakter Zugänge auf verschiedenen Ebenen des Erkenntnisinteresses „nebenbei“ zu bedenken, ihnen jedenfalls nicht den Rangplatz 1 zuzuweisen.

Um nicht abstrakt zu bleiben, möchte ich mich der Krücke des Beispiels bedienen. Angenommen, ein Dissertant hätte vor, die Geschichte eines bestimmten Mediums, sagen wir einer kleinen, aber in gewissen Zusammenhängen doch folgenreichen Zeitschrift in einer eindeutig definierbaren historischen Zeit (also nicht, Gott verhüte es wenigstens für die nächsten zehn Jahre, *Basta* oder den *Wiener*) mit kommunikationsgeschichtlichem Anspruch zu untersuchen, so würde ich ihm raten, auf vieles zu achten, was er prima vista für nicht wichtig hält, also nicht nur zu fragen nach Medium, Kommunikatoren und Rezipienten, sondern auch nach Nicht-Rezipien-

ten und Nicht-Kommunikatoren, nach anderen Medien zu gleicher Zeit an gleichem Ort, und überhaupt nach dem Ort, geographisch und soziologisch, — dabei bescheiden zu bleiben, also nicht gleich die *Fackel* in ein Berliner und die *Weltbühne* in ein Wiener Szenario zu versetzen, sondern die Dinge an ihrem Platz zu lassen und z. B. herauszufinden zu versuchen, warum und in welchen Zusammenhängen etwa in der *Kölnischen Zeitung* der 1850er Jahre oft nach Dienstboten annonciert wird oder die Angebote der Verkehrsunternehmen mit Vignetten von Raddampfern oder Dampflokomotiven geschmückt werden.

Bei der Abklärung der Nebenschauplätze wird der Dissertant entdecken, daß die konventionellen wie die Sozial- und Wirtschaftshistoriker, aber auch die Sozialgeographen und die Soziologen in der Regel gute Vorarbeit geleistet haben, daß sie gar nicht selten bis zur Beschreibung und Analyse von Strukturen vorgestoßen sind, und zwar oft schon lange, bevor wir bei Werner Conze in den fünfziger Jahren das Konzept der „Strukturgeschichte“ studieren konnten. Er wird sich — ein gewisses Interesse an den Arbeitsweisen der modernen Geschichtswissenschaft vorausgesetzt — um eine ergänzende Art des Sehens bemühen, konkret etwa: die wachsende Zahl der Wenig-Verdienenden (aber doch Nicht-Nichts-Verdienenden) in den wachsenden Städten des 19. Jahrhunderts in Verbindung zur Entstehung „neuer Medien“ setzen können. Genug des Beispiels, denn in Lehre und Betreuung sieht die Wirklichkeit oft anders aus, und damit komme ich zu den Problemen, die mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt die wissenschaftlich redliche oder gar ehrgeizige Realisierung eines Forschungszweiges Kommunikationsgeschichte zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen scheinen.

Neun von zehn einschlägig interessierten Studenten mißverstehen nämlich den Kern der kommunikationsgeschichtlichen Fragestellung. Verstünden sie ihn oder, bescheidener gesagt, hätte der Universitätslehrer so viel Talent, Energie und Zeit, ihn mit hoher Aussicht auf Verstehensfolge zu vermitteln, dann wüßten sie, daß es mit dem berühmten (additiven) Kapitel über das „politische, soziale und ökonomische Umfeld“ nicht getan ist, sondern daß die Befunde auf Teilgebieten verknüpft, die Darstellung geradezu bis zur wechselseitigen Durchdringung vorangetrieben werden müßte, wenn die nächste Plattform (etwa die der kommunikationshistorischen Analyse) erreicht werden soll. Ich gestehe offen, daß mir diese Vermittlung nur selten gelingt und daß ich gelegentlich bestürzt vor halbwegs reputablen Dissertationsmanuskripten sitze, die das bewußte Kapitel über viele Seiten dehnen oder sich (im Falle von Biographien) mit Lebenslauf-Forschung brüsten, wenn sie herausgefunden haben, wieviel Haushaltsgeld der Held

seiner ersten Ehefrau gegeben hat.

Die Miß- oder Kümmererfolge hängen nicht nur, aber auch mit der Tatsache zusammen, daß (in Salzburg) nur noch sehr wenige Publizistik-Studenten als zweite Studienrichtung Geschichte studieren. Schwerer wiegt m. E. der Umstand, der im Hinblick auf die Beinahe-Unmöglichkeit jeglicher Spezialisierung im Gesamtrahmen der Publizistik und Kommunikationswissenschaft hinlänglich beklagt wird: Das Feld ist zu groß, die Studenten zu viele und die Arbeiter zu wenige. Die (nicht sehr zahlreichen) kommunikationsgeschichtlich interessierten Universitätslehrer des deutschen Sprachraums (Leipzig vielleicht ausgenommen) sind notwendigerweise Unversaldilettanten. Selbst wenn sie eine solide historische Ausbildung genossen haben, sind sie nur im Ausnahmefall in der Lage, auf dem Stand der konventionellen historischen Forschung zu bleiben. Sie können jedes zweite oder vierte Semester Überblicksvorlesungen über die Geschichte der Publizistik anbieten und eher noch seltener ein einschlägiges Seminar, das bei 40 oder 50 Teilnehmern kaum zur ernsthaften historischen Fragestellung vorzudringen droht. Drei Viertel der Lehre und fünf Sechstel der Abschlußarbeiten-Betreuung aber gilt dem Vordringlichen, also immer wieder Medienkunde, Wirkungsforschung, Kommunikatorstudien und Inhaltsanalysen, bis sie uns zu den Ohren herauskommen. Eine historische Inhaltsanalyse, wie ich sie etwa mit dem Thema „Publizistik in Ost- und West-Österreich im April 1945“ anzuregen versucht habe, stürzt den gedachten Bearbeiter in völlige Ratlosigkeit: Wie soll ich denn wissen, wie die Menschen damals — dort unter den Russen, hier noch unter ihrem Gauleiter — gelebt, Zeitung gelesen, Radio gehört haben?

Die Unmöglichkeit, sich zu spezialisieren, führt übrigens auf die Dauer zu wachsenden Wissenslücken im Bereich des schlichten Daten- und Fakten-Wissens. Es ist eine vermessene Torheit, behaupten zu wollen, man könne sich in den höheren Bereichen der Geschichtswissenschaft — der kommunikationsgeschichtliche Anspruch gehört dorthin — tummeln, ohne über ein ausreichendes und gesichertes Daten- und Fakten-Wissen zu verfügen. Zur Selbstprüfung taugt am besten die Mitarbeit an anspruchsvollen Handbüchern und Lexika. 30 Zeilen abgesicherte europäische Pressegeschichte für ein Lexikon von Rang kosten weniger Farbband, aber mehr Schweiß als 30 Seiten Spekulation über die mutmaßliche Bedrückung der Journalisten durch die Neuen Medien.

Das Ernüchternde bei solcher Wissens-Wiederbelebungsarbeit ist die Erkenntnis, daß nach wie vor viele Gebiete der europäischen Publizistikgeschichte — von der Weltgeschichte ganz zu schweigen — im

reinen Daten- und Faktenbereich unerforscht oder nur schlampig erforscht sind und daß wir deshalb notgedrungen so manche weiche Information weitergeben und durch Beifügung eines guten Namens pseudo-erhärten. Das heißt aber: Wenn einer aus der Zunft im Zuge asketischer Arbeiten auf weiche Stellen des gemeinten Typs trifft, dann müßte er eigentlich zunächst einmal innehalten und weitersuchen und prüfen, bis diese Stelle hart, jenes Datum gesichert ist, und dann erst, wenn das Feld in geraden Furchen liegt, dann erst, bitte K o m m u n i k a t i o n s g e s c h i c h t e ! Das klingt eher pessimistisch, bezieht sich aber mehr auf den Weg und auf die Modalitäten des Weges, nicht so sehr auf das Inhaltliche und die Prinzipienfrage. Das Fortschreiten zur Kommunikationsgeschichte ist nicht nur spannend und natürlich auch wichtig für unsere Disziplin, sondern es ist geradezu unabdingbar. Nichts spricht deutlicher dafür als der Sammelband mit den Beiträgen zur Wiener Tagung der Deutschen und Österreichischen Gesellschaften für Publizistik und Kommunikationswissenschaft: Die quantitative Fülle, viel mehr noch die Bandbreite des thematischen Angebots wie der methodischen Ansätze ist verblüffend, und zwar nicht nur für jene Fachvertreter, die in den 60er und 70er Jahren die programmatische Abkehr von einer historisch orientierten Publizistikwissenschaft miterlebt haben. Nun ist längst nicht alles, was auf den 800 Seiten der *Wege zur Kommunikationsgeschichte* vereint ist, Kommunikationsgeschichte, es sei denn, wir überdehnen den Begriff. Aber ein erstaunlich großer Anteil der Beiträge operiert — reflektiert oder nicht — kommunikationsgeschichtlich, wobei, was den Beobachter des Arbeitsgebiets nicht überrascht, die den Zentralen der Disziplin ferner Stehenden unbefangener kommunikationsgeschichtlich und jedenfalls viel weniger mediengeschichtlich denken.

Allein die Existenz des 800-Seiten-Blocks läßt mich die Frage nach der Zukunft der Kommunikationsgeschichte generell schweijksch beantworten: „...daß ja“. Die Präzisierung „welche Zukunft?“ läßt nur eine Antwort zu: eine arbeitsreiche. „Perspektiven“ und „Chancen“ sehe ich düster, denn ich kann — in Österreich — keinen erkennen, der Arbeiter in diesen Weinberg schickt. Die „Aufgaben“ sehe ich sehr nüchtern:

1. Mehr Gesprächsmöglichkeit und also Austausch zwischen den einschlägig interessierten Fachwissenschaftlern schaffen.
2. Als Resultat des Austausches eine Art „Aspektologie“ kommunikationsgeschichtlichen Arbeitens entwickeln und später auch eine Methodologie.
3. Nicht nachlassen in dem Bemühen, studentische Abschlußarbeiten, insbesondere Dissertationen, einschlägig zu inspirieren.

4. Selbst kommunikationsgeschichtlich arbeiten und die Ansätze wieder und wieder reflektieren, und
5. auf die Gefahr hin, daß ich gesteigt werde, die entsagungsreiche und keinen Publikationsruhm eintragende historische Fakten- und Datensuche und -sicherung in der Publizistikwissenschaft wiederbeleben und vorantreiben.

* * *

Eine Antwort von KURT KOSZYK

Der Begriff Kommunikationsgeschichte bedeutet, daß die Perspektive weg von den Medien hin auf die Rezipienten gerichtet werden soll. Das liegt im Trend der Epoche der Einschaltquoten und der Leserschaftsforschung.

Leider ist dies leichter gefordert als erfüllt. Die Quellenlage steht einer Rezipienten-Historiographie und damit der Kommunikationsgeschichte sehr hinderlich im Wege. Von einem Produkt aber auf seine Abnehmer zu schließen, erscheint fragwürdig. Wir kennen z. B. die mit viel Verve, aber wenig Dokumenten betriebenen „Hochrechnungen“ zur Verbreitung früher Presseprodukte. Dennoch sollte unermüdlich versucht werden, da weiterzukommen.

In den letzten zehn Jahren sind — wenn auch nicht sehr systematisch — erfreuliche Entdeckungen gemacht worden. Noch erscheint es jedoch als zu früh, Einzelbefunde zu verallgemeinern. Das widerspräche jeder Empirie.

Mit der neuen Perspektive, wie sie durch das Kommunikationsmodell in die Medienhistoriographie gekommen ist, ergaben sich neue Fragestellungen. Die Rezeptionsästhetik sowie sozialgeschichtliche Ansätze in der Literaturgeschichte haben dazu beigetragen, neue Fakten zu erarbeiten und alte Ergebnisse neu zu bewerten. Durch Modifikation von Fragestellungen lassen sich nicht selten neue Erkenntnisse erzielen.

Impulse erwarte ich mir nicht zuletzt von regional orientierten Forschungen, die ernst mit der Tatsache machen, daß den Wirklichkeiten im Gebiet der deutschsprachigen Publizistik nur mit differenzierten Erhebungen beizukommen ist.

Unser Blick sollte sich dabei über die Grenzen unserer Disziplin auf benachbarte Fachgebiete richten, von denen ich mir sowohl theoretische wie methodische Anregungen erhoffe.

Das Konzept der „politischen Kultur“ ist jüngst als Aufeinanderfolge von „Kulturbrüchen und -Kontinuitäten“, aber auch als Nebeneinander verschiedener Ausprägungen von Kommunikation erkannt worden. Diese scheint mir ein tragfähiges Konzept zu sein, um epochenübergreifend den komplexen Erscheinungsformen in der Kommunikationsgeschichte auf die Spur zu kommen.

* * *

Die kunstreichen Brüder oder Über die Zukunft der Kommunikationsgeschichte

Notizen zu einer Rundfrage
von WALTER HÖMBERG

Es war einmal ein Mann, der hatte vier Söhne. Kaum waren sie herangewachsen, da sprach er zu ihnen: „Liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die weite Welt. Ich habe nichts, das ich euch geben könnte. Macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlagt.“ Als sie nach vier Jahren heimkehrten, hatte jeder eine gründliche Lehre durchgemacht; der eine als Jäger, der andere als Schneider, als Sterngucker der dritte, der vierte als Dieb. Es dauerte nicht lange, da konnten sie ihre Künste unter Beweis stellen: Die Königstochter war von einem Drachen entführt worden. Die vier Brüder besteigen ein Schiff, und schon bald erblickt der Sterngucker in seinem Fernrohr die Gesuchte: Sie sitzt auf einem Felsen im Meer, den Kopf des schlafenden Drachen auf ihrem Schoß. Dem Dieb gelingt es, die Königstochter unter dem Drachen weg zu stehlen. Als der Drache erwacht, verfolgt er wutschnaubend das Schiff. Der Jäger trifft ihn mitten ins Herz — doch das herabfallende Untier zerschmettert das Schiff. Da herrscht große Not, aber der Schneider flickt mit seiner wunderbaren Nadel alle Trümmer zusammen. Bald kann der König seine Tochter wieder in die Arme schließen, und es herrscht große Freude ...

An dieses alte, einst von den Grimms aufgeschriebene Märchen* mußte ich denken, als der Postbote vor einigen Monaten den Berichtsband des Wiener Symposiums „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ ins Haus brachte. Literatur- und Theaterwissenschaftler, Politologen und Soziologen, Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler, Volks- und Betriebswirte, ja sogar richtige Historiker zeigen darin, was sie gelernt haben. Wie bei den kunstreichen Brüdern geht es nicht ohne Prioritätsstreitigkeiten ab, aber schließlich setzt sich doch die Einsicht durch, daß die Rettung der Königstochter nur gemeinsam gelingen kann.

Der Band ist wahrlich kein Kleinod der Buchkunst, aber er ist eine wissenschaftliche Fundgrube. Jener Wiener Kongreß, der hier dokumentiert ist, war für die Teilnehmer nur in Ausschnitten wahrzunehmen; erst im Medium Buch erschließt sich das Nebeneinander der Arbeitsgruppen für jedermann, der lesen kann. „Was lernt uns das?“ pflegen wissensdurstige Nordlichter zu fragen. Die Wiener Beiträge „lernen“ uns, so meine ich dreierlei:

Erstens: Die Fachdiskussionen der letzten Jahr-

zehnte dokumentieren, daß auch auf dem Wege zur Kommunikationstheorie Fortschritte zu erkennen sind. Von den Schultern zeitgenössischer Theoretiker lassen sich auch Entwicklungen der Vergangenheit klarer erkennen. Allerdings: Gerade der Kommunikationshistoriker weiß, daß manche der Theoriekonzepte, die als jeweils neueste Kreation auf den Laufsteg geschickt werden, so neu nicht sind. Er kennt ihre Vorläufer und ist deshalb eher dagegen gefeit, den Feldzeichen selbsternannter neuer Paradigmata unbesehen zu folgen.

Zweitens: Die Methoden der Erkenntnisgewinnung sind in den letzten Jahren sowohl bei der Erhebung als auch bei der Auswertung empirischer Daten stark verfeinert worden. Methodenkombination, Mehrebenenanalyse, multivariante Auswertung mögen hier als Stichworte genügen. Allerdings: Quantifizierende Methoden, die in der Kommunikationsforschung gegenwärtig vorherrschen, sind zur Erfassung geschichtlicher Tatbestände häufig nicht angemessen. Bei der lückenhaften Materiallage der alten Quellen täuschen sie nur zu leicht eine Pseudopräzision vor. Die diachron vergleichende Inhaltsanalyse über lange zeitliche Distanzen etwa kann nur bei sehr abstrakter Kategorienbildung zu aussagefähigen Ergebnissen führen, wobei dann die historischen Besonderheiten von vornherein weggefiltert werden.

Drittens: Die Zeit der Einzelkämpfer ist auch in der kommunikationsgeschichtlichen Forschung vorbei. Kollektivprojekte und kooperative Arbeitsformen gewinnen immer mehr an Bedeutung: Sonderforschungsbereiche (wie jener in Siegen), Forschergruppen (wie die Deutsche Presseforschung in Bremen und die Projektgruppe Programmgeschichte im Deutschen Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main und der Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung, Wien), Arbeitsgemeinschaften (wie jene im Umkreis der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel), Vereinigungen wie der Studienkreis Rundfunk und Geschichte ... Karteikarte und Fotokopie werden immer mehr durch Computer und EDV abgelöst, die Manufakturen durch Industriebetriebe verdrängt. Allerdings: Die Ergebnisse werden sich an dem zu messen haben, was die findigen Einzelforscher der Vergangenheit vorgelegt hatten.

Der Gegenstandsbereich der Kommunikationsgeschichte wie der Geschichte überhaupt erweitert sich mit jedem Augenblick, in dem Zukunft den schmalen Korridor der Gegenwart passiert und zur Vergangenheit wird. Wo anfangen, wo aufhören? Ich möchte hier keine Landkarte der knowledge gaps skizzieren, mich nicht als Lücken-Detektor betätigen, auch keine Forschungsprogramme entwickeln, sondern schlicht zwei Fragestellungen nennen, die mich gegenwärtig beschäftigen.

Da ist einmal, sehr allgemein, das Verhältnis von Medien und Zeit. Welche Rolle spielen die Medien für die Synchronisation der Zeithorizonte von Individuen, Gruppen, ja ganzen Gesellschaften? Welchen Beitrag leisten sie zum Zeitbewußtsein? Inwieweit beeinflussen sie Zeitpläne und Temporalstrukturen? Da sind zum anderen Fragen zur Geschichte der Kommunikationsberufe, speziell zur Genese und zur Entfaltung des Journalismus. Woher haben die Medien ihre Leute rekrutiert? Welche Entwicklungslinien lassen sich bei der journalistischen Arbeitsorganisation feststellen? Wie haben sich Tätigkeitsfelder und Berufsrollen ausdifferenziert? Welche Kompetenzmischungen, welche horizontalen und vertikalen Berufsschneidungen dominieren zu verschiedenen Zeiten?

Die Zukunft der Kommunikationsgeschichte als Forschungsfeld scheint mir nicht zuletzt von der Fähigkeit abzuhängen, kooperative Arbeitsbeziehungen auf- und auszubauen. Fachgrenzen sind auch meist Kommunikationsgrenzen — mit der Folge unangemessener Blickverengungen, denn Probleme machen vor disziplinären Grenzpflocken nicht halt. Kaum ein Arbeitsbereich bedarf so sehr der multi- und interdisziplinären Kooperation, und kaum einer ist zugleich so geeignet dafür. Die kunstreichen Brüder dürfen, das hat das anregende Treffen in Wien gezeigt, keine feindlichen Brüder werden. Dann hat die Kommunikationsgeschichte ihre Zukunft noch nicht hinter sich.

* Meinen Kindern und mir gefällt am besten die illustrierte Ausgabe von Felix Hoffmann: *Die vier kunstreichen Brüder*. Ein Märchenbilderbuch nach den Brüdern Grimm, Aarau, Frankfurt am Main 1966.

* * *

Plädoyer für eine vergleichende historische Kommunikationsforschung: Bausteine und Fragen

Eine Antwort von BODO ROLLKA

Die „Wiederbelebung“ der — wie Sie schreiben „verschütteten“ — historischen Methode der Rundfrage begrüße ich. Könnte sie doch einen Dialog, oder, bescheidener, zumindest einen Erfahrungsaustausch einleiten.

Sie fragen nach der Zukunft der Kommunikationsgeschichte, ihren Aufgaben, ihrem Wandel, ihren Perspektiven und ihren Chancen. Sie beziehen sich dabei auf die „persönliche wissenschaftliche Arbeit“, das Institut und das Gesamtfach.

Darf ich den Fragenkatalog meinen Prioritäten entsprechend stärker auf das über die engeren Fachgrenzen hinausgreifende übergreifende Erkenntnisinteresse und die damit untrennbar verbundene Frage nach der Funktion historischer Kommunikationsforschung in unserem Lehr- und Forschungsprogramm konzentrieren?

Sicher ist hier nicht der Ort, um über Vorbildungs-, Ausbildungs- und Weiterbildungsmodelle zu rasonieren. Ich meine aber, daß historische Kommunikationsforschung sich in der Publizistikwissenschaft (als einem integrierenden Fach, das naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Ansätze und Methoden zu verbinden sucht) nicht nur aus historischen Gründen als ein unerläßlicher Stützpfiler erweist.

Wie ich in meinem Beitrag zu *Presse und Geschichte II* (1987) ausführte, begreife ich historische Kommunikationsforschung als einen zentralen Bestandteil aller Ausbildungsformen im Bereich Journalistik/ Publizistik. Sie ist dabei notwendig auf die parallele Erfassung der Geschichte der öffentlichen Kommunikation und der Wissenschaftsgeschichte unseres Faches und seiner Vorläufer (die auch in den Nachbarwissenschaften zu suchen sind) angewiesen. Deuteten verstärkte wissenschaftsgeschichtliche Ansätze in den letzten Jahren hier auf Forschungsdefizite hin, so haben sie doch gleichzeitig auch die Fragwürdigkeit nur eindimensionaler Ansätze unterstrichen.

Bei der Analyse der Kommunikation vergangener Epochen kann es nicht nur um die Rekonstruktion (und die damit verbundene Einladung zur Neubesichtigung) überholter Kommunikationsstrukturen gehen. Es geht auch nicht nur um mögliche Korrekturen, die Zerstörung von Legenden oder die beliebten relativierenden Feststellungen, es sei eben alles schon einmal dagewesen und deshalb erscheine noch immer Ruhe als die erste Bürgerpflicht gegenüber unangemessener Aufgeregtheit, wenn Innovationen in der Angebotsgestaltung oder neue Formen der Mediennutzung zu erneuter Überprüfung der Kommunikationslandschaft und ihrer Voraussetzungen auffordern.

Für wichtig halte ich eine Analyse von historischen Formen gesellschaftlicher Kommunikation — und das bedingt zwangsläufig eine Intensivierung historisch orientierter Ansätze in Forschung und Lehre sowie die Überprüfung möglicher Implikationen für die Praxis — als konstituierendes Moment gesellschaftlicher Verfaßtheit. Ihre Manifestationen lassen im sozialgeschichtlichen Ansatz, der nicht nur die elitären Gratwanderungen berücksichtigt, sondern prozessuale Untersuchungsmethoden in den Vordergrund stellt, Strukturelemente der jeweils dominierenden Gesellschaftsformen erkennbar werden.

Das meint aber gleichzeitig auch, daß wir Erkenntnisse über Auto- und Heterostereotypen gewinnen, Freund- und Feindbestimmungen näher erfassen können, Motivationen von Teilnehmern am gesellschaftlichen Gespräch ebenso bestimmbar machen wie die jeweiligen Vermittlungsformen und -techniken.

Historische Kommunikationsforschung wird damit zum integralen Teil aller Gesellschaftswissenschaften, die ja — und hier herrscht Übereinstimmung — weder auf ein ahistorisches „nur-empirisches“ Wissenschaftsverständnis begrenzt noch auf exklusiven geistes- oder ideengeschichtlichen Voraussetzungen allein aufgebaut werden können. Ein solches, sozialgeschichtlich orientiertes Verständnis historischer Kommunikationsforschung kann vor allem die immer wieder beschworenen Gegensätze zwischen markanten Umbrüchen und Krisen sowie den angeblich „stillen“ Perioden, in denen sich aber die entscheidenden „Denkmuster“ als latente und dann aktivierbare Einstellungen herausbildeten, als Erkenntnisgrundlage für weitere Untersuchungen der Wirkungsweise und Wirkungskräfte gesellschaftlicher Kommunikation aufschließen.

Zwischen Forderungen und deren möglicher Einlösung klaffen nicht nur hier Widersprüche. Einen möglichen Katalog einzuleitender Schritte will ich mit „vier Bausteinen für eine vergleichende historische Kommunikationsforschung“ umreißen:

1.

Historische Kommunikationsforschung sollte stets den *Gesamtbereich gesellschaftlicher Kommunikation* zu erfassen suchen. Dabei sind historische Wertungen ebenso zu überprüfen wie Wertungen aus unserer Zeit. Sie dürfen weder die Auswahl bestimmen, noch zu voreiligen „Qualitätsurteilen“ verleiten. Erst dann wird der alle Untersuchungsschritte bestimmende Dreierschritt von der Analyse der veröffentlichten Meinung über die Analyse der öffentlichen Meinung zur Politikanalyse produktiv. Denn der Weg führt von den Zielen der Kommunikatoren bis zum Nachweis der Wirkungen ihrer Aussagen, konzentriert sich auf den Prozeß gesellschaftlicher Kommunikation. Unnötig zu sagen, daß hier jede Verabsolutierung einzelner Bereiche das gemeinsame übergreifende Erkenntnisfeld und die in ihm gegebenen Erkenntnismöglichkeiten erneut einengen würde.

2.

Sozialgeschichtliche Fragestellungen und Methoden sollten nicht nur als Korrektiv oder Blickfelderweiterung begriffen werden, sondern den Ansatz der „Kommunikationsgeschichte“ bestimmen. Sozialgeschichte meint hier ebenfalls die Konzentration auf Strukturen und die Betrachtung von Kommunikation als einen Prozeß, dessen Höhepunkte allein wenig

Aussagekraft haben. Deshalb wird es erforderlich, dem Bereich der Vorstellungen nachzugehen und auch den Bereich der informellen Kommunikation (so weit es möglich ist) zu erfassen. „Das Studium der politischen Kommunikation“, erinnerte Harry Pross 1974 in seiner „Politischen Symbolik“, „muß davon ausgehen, daß die soziale Wirklichkeit nicht nur aus Personen und deren Beziehungen zueinander besteht, sondern in noch nicht zu überschaudem Maße von Vorstellungen bestimmt wird ...“ Sie prägen (als Vorurteile, Stereotypen, Ideologeme usw.) den Verlauf der gesellschaftlichen Kommunikation stärker, als eine nur auf ihren formellen Teil oder die Produktionssphäre konzentrierte historische Medienforschung es uns verdeutlichen konnte.

3.

Diese beiden Aspekte fordern ebenfalls eine Aufbrechung der „selbstgewählten“ Begrenzungen und eine *Intensivierung interdisziplinärer Ansätze*. Eine historische Kommunikationsforschung kann ebensowenig ohne eine Zusammenarbeit mit den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften wie ohne eine Zusammenarbeit mit den empirischen Sozialwissenschaften auskommen. Eine integrative Wissenschaft benötigt die umfassende Bereitschaft zur konstruktiven Zusammenarbeit mit Nachbarwissenschaften und die Aufgabe eines immer noch anzutreffenden Selbstverständnisses als „Freibeuter“ (im traditionellen Sinne, nicht im Sinne Pasolinis). Das heißt gleichzeitig, sich wissenschaftsorganisatorisch und erkenntnistheoretisch in einem übergreifenden, wenn auch ständig zu überprüfenden Konsens zu stellen.

4.

Den vierten und letzten Baustein zu einer vergleichenden historischen Kommunikationsforschung stellte die Erweiterung des Erkenntnisfeldes dar. Kommunikationsgeschichte muß endlich aus dem — ebenfalls meist selbstgewählten — nationalen Ghetto ausbrechen. *Einflüsse aus dem Ausland* dürfen nicht länger als „trojanische Pferde“ begriffen werden, sondern sind sowohl in ihrer *Eigengesetzlichkeit* als auch jeweiligen *Interdependenz* zu erfassen. Das gilt übrigens nicht nur für das 19. Jahrhundert, in dem die Nationalstaaten sich herausbildeten, es gilt auch für unsere jüngste Vergangenheit. Sowenig Entwicklungen an nationalen Grenzen Halt machen, sowenig darf es die historische Kommunikationsforschung tun.

Diese vier skizzierten Bausteine machen m. E. eine weitere Standortbestimmung in Forschung und Lehre notwendig. Wir sollten intensiver über die zu stellenden Fragen nachdenken, über die erkenntnisfördernde Art des Fragens, von der unsere Arbeit ausgeht. Mitunter kann man den Eindruck gewinnen, als gehöre die (letztlich banale) Einsicht, daß Fragen

am Ausgangspunkt wissenschaftlicher Arbeit stehen, zu den ebenfalls „verschütteten“ historischen Reminiszenzen. Ergibt sich doch ein scheinbar aktueller Fragenkatalog aus den unmittelbaren Tagesproblemen. Sicher können hier erlangte Antworten sofort „verwertet“ werden, sie greifen aber oft zu kurz und schaffen neue Legenden.

Hinweise sind hier in den letzten Jahren mehrfach gegeben worden, erinnert sei nur an Hartwig Gebharts Ausführungen über das Interesse *an* der Pressegeschichte und die Wirkung selektiver Wahrnehmung *in* der Pressegeschichte. Doch Fragen bestimmen ja nicht nur Methode und Erkenntnisweg, sondern beeinflussen auch das Ergebnis. Bisher wurden sie, und hier liegt gerade für die Lehre eine große Herausforderung, weitgehend in traditioneller (oder eben direkt auf den Tag bezogener) Weise gestellt. Dabei kann erste eine bewußte Reflexion von Fragestellungen Begriffe (oder einschüchternde Leerformeln) wie Interdisziplinarität, Komparatistik usw. zu sinnvollen Kategorien und die damit bedingten Wegleitungen zu heuristisch wertvollen Instrumentarien machen. (Dem Maßstab „interessante Fragestellung“, den viele Kollegen als Kriterium zur Beurteilung von Examensarbeiten benutzen, sollten Hochschullehrer sich einmal — *sine ira et studio* — selbst unterwerfen. Ich schließe mich da gern an.)

Aus der Fragestellung erst ergibt sich die Möglichkeit, unterschiedliche Phänomene — und das bezieht sich auf Medien, auf Epochen, auf Paradigmen der Forschung — in ihrer Interdependenz erkennbar zu machen; bisher nur singulär oder als abgehobene Stränge erfaßte Manifestationen gesellschaftlicher Kommunikation als voneinander abhängig zu erkennen oder als Reaktionen auf übergreifende, nun wieder im einzelnen zu bestimmende Strukturen im sozialhistorischen Kontext zu analysieren. Hier wären nicht nur neue Erkenntnisse und Einsichten zu erwarten (ich denke etwa an die noch immer ausstehende zusammenfassende Analyse von Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit und Werbung in der

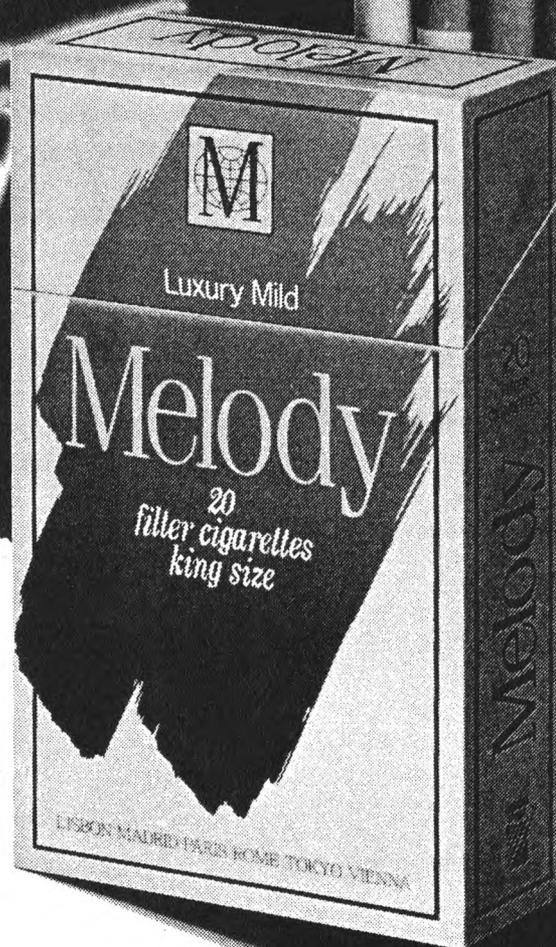
grenzüberschreitenden historischen Dimension). Es könnte auch eine sichere Basis für die Lösung zahlreicher Einzelprobleme gewonnen werden, die heute noch weitgehend unter zufälligen, oder der Priorität des jeweils Untersuchenden resultierenden Prämissen verfolgt werden. Es wird leicht einsehbar, daß Koordination und Überprüfung der Fragestellungen hier Ausgangspunkt für grundlegende Erkenntnisse über die in der Kommunikation manifeste Gesellschaftsverfassung und ihre Gefährdungen gewonnen werden könnten.

So lange über Publizistik diskutiert wird, stehen einige zentrale Fragen im Vordergrund: die Verantwortung des Schreibenden, die Legitimation und die Grenzen seiner Macht und sein Verhältnis zu Staat und Öffentlichkeit. Und gleiches gilt, um auf den zweiten Strang, die Wissenschaftsgeschichte zurückzukommen, natürlich auch für den Reflektierenden, den Analytiker, der immer nach Wegen suchen sollte, den zwei grundlegenden Verlockungen zu widerstehen: einerseits der Versuchung, den heutigen Erkenntnisstand (oder eben die aus unterschiedlichen Gründen opportun erscheinende Interpretation des Vergangenen) ohne historische Brechung in die Vergangenheit zurückzuprojizieren, um dort das „erwünschte“ Bild bestätigt zu finden, und andererseits der aus Bequemlichkeit geborenen Verkürzung, Unvereinbares in ahistorischer Analogiebildung eklektizistisch nebeneinander zu stellen, um punktuell erlangten Ergebnissen eine paradigmatische Bedeutung zuzusprechen.

Muß ich abschließend sagen, daß ich für eine Stärkung der „historischen Kommunikationsforschung“ als einem noch zu wenig beachteten Schlüsselbereich unserer Wissenschaft plädiere? Ihre bedeutende Stellung in Lehre und Forschung spricht ebenso dafür, wie der zu erwartende Erkenntniszuwachs, wenn das Arbeitsfeld erweitert und konkretisiert sowie Fragestellungen und Methoden stärker reflektiert werden.

GESCHMACK

BESTIMMT DIE HARMONIE



TABAKSOUND

IN MILD UND LEICHT

Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben

Notizen — ein Jahr später — bei der ‚lesenden‘ Teilnahme an seinem Symposium, das man organisiert, aber an dem man situationsbedingt kaum partizipiert hat.

WOLFGANG R. LANGENBUCHER

I

Diesen Vorwurf muß ich mir wohl gefallen lassen, seitdem ich mich zum Thema Kommunikationsgeschichte¹ äußere: Ich trage bei zum Überhang sogenannter „What you should do, I think“-Wissenschaft (Wilke, 710)². Darauf war auch diese Veranstaltung angelegt. Ich wollte provozieren, die Fachgenossen aus ihren Provinzen und Ghettos hervorholen, sie zum Gespräch über die Fachgrenzen hinweg zwingen. Ob das nur für die schönen Maitage in Wien gelungen ist (dies jedenfalls schließe ich aus mannigfachem, seitdem zu mir gedrungenem Echo) oder sich auch forschungspraktisch auswirkt, muß sich zeigen. Durch weitere „You should do, I think“-Argumente aus der kritischen Lektüre will ich versuchen, dazu beizutragen. Nicht zuletzt, um im Dickicht der 747 (!) Aufsatzseiten dieses Buches Schneisen zu finden, in die hoffentlich künftige Studierende unseres Faches, die historisch arbeiten wollen (und in Wien sind das nicht wenige!), hineingehen.

II

Mehrere Beiträge bestätigen meinen dumpf geahnten, in seiner Wichtigkeit aber wohl unterschätzten Verdacht vom eklatanten Methodendefizit fast aller bisherigen Presse- und Mediengeschichtsschreibung.

Hier haben unsere einschlägigen Kollegen bisher ziemlich versagt. Und wenn nicht schon in den nächsten Jahren einige der elementaren Lehrbücher hierzu erscheinen, dann ist es Zeit, daß wir nichthistorischen I-think-Kommunikationswissenschaftler uns mit anderen Historikern zusammentun, um endlich die Wege zur Kommunikationsgeschichte zu finden: mit Alltagsforschern, Arbeiter- und Industriegeschichtlern, Zeitgeschichtlern (Norbert Frei!) und natürlich den Kollegen der wohl am weitesten avancierten Sozialgeschichte. Wo liegen die Defizite? Ich notiere aus dem Tagungsband:

1. Eine Forschungstradition der Teamarbeit (H. Bausch, 25). Vorbildlich dafür das unter dem Patronat von H. Bausch entstandene Projekt zur Programmgeschichte des Weimarer Rundfunks (A.

Soppe, 474—486).

2. „Eine ständige Methodendiskussion, die in der Kommunikationsgeschichtsschreibung bisher aber so gut wie unbekannt ist“ (!) (W. R. L.). (H. Bohrmann, 44).

3. Der Rückstand der Quellensichtung und Quelledition, weshalb „bis heute pressehistorischen Untersuchungen fast durchgängig ein dilettantischer Zug eignet.“ (H. Bohrmann, 46; vgl. G. Jagschitz, 735 und M. Schmolke, 742). Ganz konkret geht es um eine Quellenkunde der Kommunikationsgeschichte. Wer oder welches Team schreibt diesen „Handweiser für das Studium und die Forschung“ (H. Bohrmann, 47), dieses *De re communicativa* (15)? Und: Wo bleiben die Mittel für eine Audiovisuelle Nationalbibliothek? (P. Dusek, 423).

4. Welche „strukturierenden Annahmen und Begriffe (sollen und können) die historische Kommunikationsforschung leiten“? (U. Saxer, 71). Die bisher überwiegende, theorielose Vorgehensweise ist schon Jahrzehnte obsolet. Wie lange bleibt die Habilitationsschrift von Wilke noch ein Unikat?³ Ganz konkret schlägt U. Saxer eine Theorie der Medien als gesellschaftlicher Institutionen vor:

Eine Auffassung von öffentlicher Kommunikation als Institution impliziert allerdings zugleich eine Basishypothese über deren Verhältnis zur Gesellschaft, der indes wohl wieder viele Fachvertreter zustimmen können. Sie lautet eben, Mittel zur öffentlichen Kommunikation würden nach Maßgabe ihres Vermögens institutionalisiert, Probleme in und von Gesellschaften zu lösen. Kommunikationsgeschichte würde also nach dieser Auffassung mit besonderem Gewinn als Institutionalierungs-, Institutionen- und Entinstitutionalisierungsgeschichte von öffentlicher Kommunikation und ihren Medien betrieben, da der institutionelle Gesichtspunkt sich in besonderem Maß eignet, viele kommunikationsgeschichtliche Daten in kommunikationstheoretisch ergiebiger Weise, gewissermaßen als „Integrationsmodell“ zu ordnen. (U. Saxer, 74).

Um das zu leisten, bedarf es keines einzigen Schrittes jener wolkigen intellektuellen Akrobatik, mit der W. Duchkowitsch den sinnlosen (mir sich jedenfalls nach langem Lexikongebrauch nicht aufschließenden) Begriff *Retrosflexion* einführt, um das Verhältnis von Geschichte, Theorie und Praxis zu problematisieren⁴. Und bei K. Koszyk überzeugen mich weder die Wiederholung seiner ablehnenden Argumente, noch seine eigenen historischen Werke von seiner These, daß die „Paradigmen des 19. und 20. Jahrhunderts ... nicht für die Historiographie ... taugen.“ (K. Koszyk, 224).

Wer diesen Irrtum weiter verbreitet, z. B. unter den jungen Adepten der Disziplin, trägt durch eine sich selbst erfüllende Prophezeiung zur weiteren Stagnation und langweiligen Provinzialität der Kommunikationsgeschichtsschreibung bei. Verfolgenswert hier v. a. der Hinweis von K. Hickethier auf Sozialgeschichten der Literatur (K. Hickethier, 407) und die evolutionstheoretischen Überlegungen von G.

Bentele (79—94).

5. Entgegen der Skepsis von S. Quandt (712—721) und in Übereinstimmung mit G. Jagschitz bestätigt mich unser Symposium in meiner Überzeugung, daß unsere kommunikationsgeschichtliche Lehre und Forschung sich an den Standards und dem intellektuellen Niveau der „Neuen Geschichtswissenschaft“ zu orientieren hat — und zwar weniger hoffentlich an jener der „Hofhistoriographen“, sondern an der, der „anderen“; denn es

hat sich eine kritische, unbequeme Historikergeneration etabliert, die gerade Zeitgeschichte mit der vielfältigen Präsenz und Aktualität als besonders emanzipatorische Wissenschaft versteht, Tabus, Legenden und Vorurteile zerstört und durch die Verwendung von analytischen statt deskriptiven Methoden in die Tiefe wirksam wird. (G. Jagschitz, 730).

Und ich unterstreiche auch: „Kommunikationsgeschichte muß auch ihre Aufgabe in der Erklärung der Gegenwart sehen. Sie hat eine wichtige emanzipatorisch-kritische Funktion.“ (G. Jagschitz, 730).

Einen „Vorsprung in der Beherrschung des historischen Metiers“ seitens der Geschichtswissenschaftler (M. Schmolke, 745) darf es nicht länger geben, auch nicht bei unseren Studenten mit historischem Interesse. So, wie die Empiriker durch die harte Schule der EDV zu gehen haben, ist jenen „das harte Brot historisch — ggf. auch philologisch-methodischer Schulung“ aufzuerlegen (M. Schmolke, 745). Ich jedenfalls bin entschlossen, an historische Arbeiten kompromißlos diese Ansprüche anzulegen und werde mir als nächstes selbst einen Nachholkurs in Methodologie verpassen, um den beliebten wissenschaftstheoretischen Ausweichmanövern von der angeblichen ‚Weichheit‘ dieser Methoden ein Stoppschild entgegensetzen zu können. Ohne Kenntnis einer „Einführung in das Studium der Geschichte“ keine historische Arbeit in unserem Fach! Offensichtlich wird heute noch nicht einmal das alte Werk gleichen Titels von Wilhelm Bauer (1877—1953) aus dem Jahre 1927 gekannt, an das M. Schmolke wieder erinnert und es als „beinharte Betriebsanleitung“ charakterisiert (M. Schmolke, 746). Und die Kenntnis von Büchern wie Dieter Ruloff: *Historische Sozialforschung* (Stuttgart 1985) ist offensichtlich auch nicht selbstverständlich — jedenfalls las ich den Titel jetzt bei M. Schanne zum ersten Mal (650).

6. Aufpassen müssen wir ob der Gefahr einer Massenkommunikationsfixierung, die gleich hinter jener Wegstation lauert, mit der die Medienfixierung überwunden wurde. So taucht die „komplizierte Frage der nicht-öffentlichen Vermittlung von Informationen“ auf (E. Schulz, 273). B. Söseemann kritisiert dies zurecht als eine inhaltliche und methodische „Verengung“ (B. Söseemann, 630), der wir den für unser Fach bitteren Sachverhalt verdanken, daß dieser ganze „mesokommunikative“⁵ Bereich bisher

unerforscht geblieben wäre, hätten nicht andere Disziplinen sich erfreulicherweise darum gekümmert, so durch die Erforschung der Lesegesellschaften des 18. Jahrhunderts. Hier wäre dringend geboten, daß einige von uns auf diesen ‚fahrenden Zug‘ aufspringen, da er gut in Fahrt ist und auch noch länger auf den Schienen bleiben wird:

Es ist deutlich geworden, wie zahlreich die Probleme und die offenen Fragestellungen sind, die noch zu erforschen und zu diskutieren sind, wenn man die Lesegesellschaften in solchen Problemzusammenhängen sieht. Der Frühling der Lesegesellschaftsforschung ist, wie gesagt, vorüber; aber der Herbst, in dem man die Früchte sammeln kann, ist noch lange nicht gekommen! (O. Dann, 310).

7. Wir brauchen mehr Systematik und Kontinuität. Bisher war ich immer der Meinung, wenigstens die Epoche des Dritten Reiches sei zureichend erforscht, um nun zu erfahren, was selbst hier unsere Geschichtsschreiber versäumt haben:

Insofern stellt das Jahr 1933 in kommunikationshistorischer Hinsicht zwar eine Zäsur dar, nicht aber einen generellen Kontinuitätsbruch. Die Nationalsozialisten waren sich z. B. durchaus der Tatsache bewußt, daß sie es auch nach Usurpation der Macht noch auf lange Zeit hinaus mit einer soziologisch und auch politisch differenter Öffentlichkeit zu tun haben würden. Die damalige Zeitungswissenschaft hat dem Rechnung getragen und, anknüpfend an ältere kommunikationssoziologische Ansätze, empirische Untersuchungen zur Presseleserschaft und zum Leseverhalten durchgeführt. Es stellt der nach 1945 erschienenen Literatur zur Pressegeschichte im Dritten Reich kein gutes Zeugnis aus, daß sie die seinerzeit gewonnenen Erkenntnisse bis heute nicht ausgewertet hat. (H. Gebhardt, 97).

Und am Schluß seines Vortrages:

Es bedarf aber noch großer Anstrengungen, den nicht zuletzt aus Gründen politischer Opportunität über die Zeit von 1933 bis 1945 verhängten pressehistorischen Ausnahmezustand aufzuheben und auch für diesen durchaus in der Kontinuität deutscher Mediengeschichte stehenden Zeitabschnitt den Weg selektiver Wahrnehmung zu verlassen zugunsten einer Orientierung des Interesses auf den gesamten Kommunikationsprozeß in seinem zeitgenössischen Umfeld. (H. Gebhardt, 108).

In Österreich werden hoffentlich die „Gedenkforschungen“ zum Jahre 1938 diese Mängel überwinden.

III

Zu den oben erwähnten „Elementarbüchern“ zähle ich — halten zu Gnaden — auch, was Hans Bausch — dessen Meisterstück dieser Art ja vorliegt⁶ — anmahnt:

Soll sie jedoch wirksam sein, die Kommunikationsgeschichte, muß sie Formen der Darstellung finden, in der die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auch umgesetzt werden. Das bedeutet, daß die Kommunikationsgeschichtler von morgen die Summe ihrer Forschungen in leicht zugänglichen Darstellungsformen in die Öffentlichkeit bringen müssen. Kommunikationsgeschichte braucht Publizität, um Boden und Anerkennung zu gewinnen. Nur so kann die Wissenschaft ihren Beitrag leisten für die

medienpolitische Entwicklung der Gegenwart und Zukunft (22).

Ich finde es schlicht deprimierend, daß bislang unter all den erfolgreichen, vieldiskutierten neuen großen Gesamtdarstellungen aus Verlagen wie Siedler, Propyläen, dtv u. ä. keine Kommunikationsgeschichten dabei sind, nicht dabei sein können, weil es in unserer Zunft offensichtlich keine Kaliber gibt, die sie schreiben könnten. Wilhelm Bauer war da schon weiter und das einzig Tröstliche dabei ist, daß er zu den Vorläufern unseres Faches hier in Wien gehört⁷. Wir brauchen diese Bücher schon deshalb, weil die empirische Gegenwartsforschung uns mehr und mehr die Thematik „Kommunikation und sozialer Wandel“⁸ aufdrängt. Kein Zweifel, daß zumindest für die „Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Presse“ (H. Gebhardt, 95) und sicherlich auch des Rundfunks genügend Forschungsergebnisse vorliegen und auch — zumindest für dieses Jahrhundert — noch erhoben werden können. Nötig wäre hier ein Autor, der sich den Satz von H. Haas zu eigen macht: „Wo Erklärungskraft und Lösungskompetenz des Zählens enden, muß die des Er-zählens beginnen.“ (H. Haas, 347). Gleiches gilt für eine Berufsgeschichte des Journalismus (vgl. J. Wilke, 704, W. Hömberg, 619—629).

Ich stimme M. Schmolke zu. Es geht um die „Vermarktung“ (745), aber vermarkten lassen sich nur Leistungen, hinter denen die Kraft der Synthese steckt. Was ich damit meine, mag deutlich werden, wenn man ein Buch wie Volkmar Braunbehrens *Mozart in Wien* liest⁹ und seine farbigen Rekonstruktionen, Deutungen und Analysen mit den bei uns gängigen Darstellungen zum (Lese-)Publikum des 18. Jahrhunderts vergleicht. Hier wünschte man sich wirklich mehr Mut zum Er-zählen, zur historischen Narrativik (K. Hickethier, 412).

Einem anderen Grund, warum wir gerade als empirische Sozialwissenschaft diese Gesamtdarstellungen brauchen, spürt H. Rust nach:

Wir (können) die Theorien in ihrer zeitgebundenen und in ihrer möglicherweise überdauernden Geltung nur einschätzen, wenn wir die historischen Rahmenbedingungen ihrer Entstehung, die „publizistische Kultur“, die Geschichte der politischen Kommunikation und der gesellschaftlichen Entwicklung gleichermaßen aufmerksam studieren. (H. Rust, 162).

IV

Am Beispiel „Flugblatt“ (W. Harms, 259—265) zeigt sich: Ein erfreuliches Nebenprodukt unseres Symposiums war, daß einige Literaturhistoriker vermittelten, zu welchen Defiziten die Orientierung an den Sozialwissenschaften in den vergangenen zwei Jahrzehnten führte. Sie erinnerten uns damit an die „Anstrengungen unserer Vorgänger“ (M. Schmolke, 737) wie W. Haacke, deren Intentionen mit den Denk-

und Werkzeugen von heute wieder aufzunehmen sind. Dazu gehört das Interesse am Werk, am journalistischen Produkt als einer schöpferischen, kulturellen Leistung (vgl. W. Faulstick, 464) und die Rezeption einer entwickelten Gattungstheorie und Gattungsgeschichte, die die üblichen trivialen Kategorisierungen journalistischer Darstellungsformen überwinden hilft (K. Hickethier, 369).

Ein Einzelbeispiel dazu beschreibt U. E. Koch mit der Figur des „Eckenstehers“ (363) und seinen vielen Nachahmungen. Mit ihrem Hinweis darauf, daß die politisch-satirische Presse Berlins in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „eine einzigartige, in dieser Form nicht wiederkehrende deutsch-jüdische Symbiose“ bildete, verweist sie auf ein großes Thema. Es wurde durch die nazistische Perversion unserer Wissenschaft nun seit über vierzig Jahren verdrängt und bedürfte nun endlich einer intensiven historischen Erforschung: Journalismus und Judentum.

Dieses Kapitel bedeutet für uns Nachgeborene auch die Tilgung einer moralischen Schuld der Publizistikwissenschaft:

1938 kam es sicherlich zu einem großen personellen Bruch, vor allem in der Wiener Presse. Diese war bis dahin stark von jüdischen Journalisten gestaltet worden. Waren vor 1938 in Wien etwa 50 bis 70 Prozent der Pressejournalisten Juden, so stellten jüdische Journalisten unter den Redaktionsmitgliedern der Tagespresse am Beginn der Zweiten Republik nur mehr eine kleine Minderheit dar: Knapp 9 Prozent der Chefredakteure und Redakteure der Wiener Tageszeitungen in den Jahren 1945 bis 1947 waren Juden. (F. Hausjell, 667—668).

Hier gilt es, die Tradition des anderen, des besseren Österreich (und Deutschland) zu rekonstruieren und den Wissenschaftlern wie den Praktikern bewußt zu machen. Harry Zohn hat vor kurzem ein bewegendes Buch über das jüdische Erbe in der österreichischen Literatur ediert¹⁰. Journalisten kommen darin nur wenige vor. Aber auch sie verdienen Darstellung und Dokumentation. In der Exilforschung ist das seit einigen Jahren zum Thema geworden. Von ihr war bei diesem Symposium leider nur ganz am Rande die Rede (vgl. Hausjell, 659—669; J. Schmitz, 681—694).

Hervorheben möchte ich auch noch einen weiteren Vorschlag zur Forschung: eine kommunikationsgeschichtliche Kritik von Jürgen Habermas' Bestseller *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Hier lassen wir unsere Studenten inzwischen unkorrigiert allzuviel Fehlerhaftes lernen (vgl. J. Wilke, 711). Wäre das nicht ein Thema für einen kommunikationsgeschichtlichen Workshop — natürlich mit Jürgen Habermas?

Schließlich verdanken wir den literaturwissenschaftlichen Reflexionen von K. Hickethier und von

H. Schanze zur Programmgeschichte des Rundfunks die Mahnung, einmal wissenschaftlich Bilanz dessen zu ziehen, was die „Spezifik des öffentlich-rechtlichen Programms“ ausmacht (K. Hickethier, 405):

Analytisch hieße das für die Programmgeschichtsschreibung, die „innere Logik“ des Programms nicht nur als formale Verklammerung von Disparatem zu begreifen, sondern nach den strukturbildenden programmatischen Merkmalen im Programm quer durch die Programmformen zu suchen und in ihrer Beziehung zu einer spezifischen Darstellung von Welt herauszuarbeiten. (K. Hickethier, 406).

Große Erwartungen dürfen hier auf den für 12 (!) Jahre geplanten Sonderforschungsbereich an der Universität Siegen („Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien. Schwerpunkt: Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland“) projiziert werden.

V

Schade, daß ich dies alles nur lesend erleben konnte. Gerne hätte ich mit vielen der Beiträger diskutiert, gestritten, sie um die Klärung von Details und Unklarheiten gebeten. Meine I-think-Zusammenfassung hätte sich dann so angehört:

1. Die Geschichtsforscher in unserem Fach müssen sich einer radikalen Selbstkritik, einer schonungslosen Bestandsaufnahme unterziehen — nicht zuletzt deshalb, weil eine anspruchsvolle Kommunikationsgeschichtsschreibung den anderen Disziplinen des Faches gerade beim derzeitigen Forschungs- und Diskussionsstand viel (weiter) helfen könnte.

2. Wie keine andere Teildisziplin der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft darf die Kommunikationsgeschichtsschreibung von der Kooperation mit den Nachbardisziplinen, von der Integration unterschiedlichster Ergebnisse, rasche Fortschritte, v. a. synthetische Gesamtdarstellungen, erwarten. Wir Nichthistoriker dürsten danach¹¹.

3. Langweilig wären die Ergebnisse künftiger Kommunikationsgeschichtsschreibung, wenn sie nicht ein Beitrag wären zur ‚Vergangenheitsbewältigung‘, zu den demokratischen Traditionen auch unserer Geschichte. „Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern.“¹² Demokratischer Journalismus hat dazu immer beigetragen. Seine Geschichtsschreibung sollte nicht dahinter zurückfallen.

¹ Vgl. meine Rezension aus dem Jahre 1970: *Von der Pressegeschichte zur Kommunikationsgeschichte — Ein Sammelreferat*. Wiederabgedruckt in: Manfred Bobrowsky, Wolfgang Duchkowsky, Hannes Haas (Hrsg.). *Medien- und Kommunikationsgeschichte. Ein Textbuch zur Einführung*, Wien 1987, 16—22.

² Bei Verweisen und Zitaten aus dem Band *Wege zur Kommunikationsgeschichte* im folgenden Text jeweils die Seitenzahlen.

³ Vgl. Jürgen Wilke: *Nachrichtenauswahl und Medienrealität*, Berlin, New York 1984.

⁴ In einem medizinischen Lexikon wurde ich schließlich

fündig: Retroflexion = Rückwärtsknickung von Organen, besonders der Gebärmutter.

⁵ Vgl. Manfred Rühl: *Kommunikationswissenschaft zwischen Wunsch und Machbarkeit. Einige Betrachtungen ihrer Identität heute*. In: *Publizistik* 30 (1985), H. 2—3, 237.

⁶ Hans Bausch: *Rundfunkpolitik nach 1945*. T. 1. 2, München 1980 (= *Rundfunk in Deutschland*, Bd. 3, 4).

⁷ Vgl. Elisabeth Schulz: *Wilhelm Bauer. Studien zu Leben und Werk*, Wien 1979 (= *Verband der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Dissertationen der Universität Wien* 142).

⁸ Vgl. meinen Aufsatz: *Fernsehen als epochales Phänomen. Oder: Vom Nutzen der Kulturkritik für kulturanthropologisches Forschen*. In: Werner von der Ohe (Hrsg.): *Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin*. Festgabe für Emerich K. Francis. Zum 80. Geburtstag, Berlin 1987, 159—176.

⁹ Volkmar Braunbehrens: *Mozart in Wien*, München 1986.

¹⁰ Vgl. Harry Zohn: „... ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur ...“ *Jüdisches Erbe in der österreichischen Literatur. Darstellung und Dokumentation*, Wien 1986.

¹¹ Selbst vom Umfang her bescheidenere Werke wie z. B. Richard van Dülmen: *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt/M. 1986 (= *Fischer Taschenbuch* 4323) gibt es als genuin kommunikationsgeschichtliche nicht.

¹² Vgl. Walter Grab: *Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner*, Frankfurt/M. 1984 (= *Büchergilde Gutenberg*). Dies ist das derzeit ergiebigste Buch zur Frühgeschichte des politischen Journalismus!

DER GUTE RAT

ist für Arbeiter und Angestellte kostenlos

Die Arbeiterkammern sichern den Arbeitern und Angestellten nicht nur ein Mitspracherecht in allen Fragen der Wirtschaftspolitik, der Sozialpolitik und der Kulturpolitik. Die verschiedensten Fachleute stehen auch jedem einzelnen Arbeiter und Angestellten mit ihrem Rat zur Verfügung.

Die Kammern für Arbeiter und Angestellte bieten

- Beratung in arbeitsrechtlichen Angelegenheiten (z. B. Urlaubsrecht, Kündigungsschutz, Mutterschutz, Jugendschutz usw.)
- Beratung in sozialversicherungsrechtlichen Angelegenheiten (z. B. Krankenversicherung, Pensionsversicherung usw.)
- Beratung in Lohnsteuerfragen
- Hilfe für ratsuchende Konsumenten
- Beratung über Bildungsmöglichkeiten



ist ok.

DIE ARBEITERKAMMERN WURDEN GESCHAFFEN, UM ARBEITERN UND ANGESTELLTEN ZU DIENEN.

Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien
A-1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20-22, ☎ 65 37 65

WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Wie halten es Studienanfänger mit Kommunikationsgeschichte? Ergebnisse zweier Befragungen

1. Hintergrund und Herausforderung

Zu Beginn der 80-er Jahre hat der Hinweis, Geschichte sei im Gymnasium vor dem 1. Weltkrieg der beliebteste Unterrichtsgegenstand gewesen, bei Teilnehmern/innen der Hauptvorlesung *Publizistikgeschichte* an der Universität Wien zumeist erstaunte, wenn nicht sogar irritierte Bewegungen in der Sitzhaltung ausgelöst.

Um die Eingangsvoraussetzungen für eine medienhistorische Lehrveranstaltung war es vor allem bei den Erstsemestrigen zu dieser Zeit, aber auch in den Jahren davor, nicht gerade zum Besten bestellt. Dennoch lebte das historische Fach am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft kein Schattendasein¹. Der Anteil an historischen Arbeiten betrug z. B. im Jahrzehnt 1973—1982, das Wolfgang R. Langenbacher anlässlich der Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum Beobachtungszeitraum erhoben hatte, bei knapp 45% aller Dissertationen des Instituts².

Mit Einführung der neuen Studienordnung im Sommersemester 1984 und der damit verbundenen Ausrichtung auf berufsorientierte Ziele des Studienganges änderten sich auch Angebot, Struktur und Inhalt medien- und kommunikationshistorischer Lehrveranstaltungen — je nach Intention. So trat u. a. an die Stelle der Hauptvorlesung mit ihrem viersemestrigen Zyklus³ die einsemestrige *Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte* als Pflichtlehrveranstaltung für den 1. Studienabschnitt, deren Besuch allen Erstsemestrigen (1. wie auch 2. Studienfach) empfohlen ist⁴. Mit Inkrafttreten der neuen Studienordnung sah sich das Institut, wie Marianne Lunzer und Wolfgang R. Langenbacher im Studienführer des Jahres 1984 festhielten, am „Beginn eines schwierigen Weges der Hochschulreform“⁵. Ihre damalige Aussicht in die Zukunft: „Alle Beteiligten müssen in den nächsten Semestern erst die Erfahrungen sammeln, die dem neuen Studiengang seine endgültige Gestalt geben. In der Perspektive des Lehrkörpers dürfte eine der schwierigsten Fragen werden, wie das Lehrangebot jeder einzelnen Vorlesung, jedes Seminars und jeder Übung auf die berufsorientierten Ziele des Studienganges ausgerichtet werden kann. Und in der Perspektive der

Studierenden dürfte für viele zum Problem werden, daß die Studienordnung im zweiten Studienabschnitt sie veranlaßt, sich für ein konkretes Praxisfeld der gesellschaftlichen Kommunikation zu entscheiden“⁶.

Im Zuge der kompletten Umformung der ‚alten‘ Hauptvorlesung entstand der Gedanke, Eingangsvoraussetzungen empirisch zu erheben und sich als Lehrveranstaltungsleiter studentischer Positionen des 1. Semesters noch bewußter zu werden — durchwegs im Lichte persönlicher Sicht. Daher wurde es schon im ersten Arbeitsplan für verbindlich erachtet, nicht nur die spezifischen Eingangsvoraussetzungen, sondern auch Erwartungen, Vorstellungen und Interessen der Teilnehmer /-innen der neuen *Einführung* aus dem konkreten Blickwinkel der Berufsorientierung zu erfassen. Dementsprechend erschien es auch sinnvoll, über die einführungsbezogenen Fragen hinauszugehen und potentiell bereits vorhandene Vorstellungen bezüglich einer vertiefenden Auseinandersetzung mit Kommunikationsgeschichte — im 1. sowie im 2. Studienabschnitt — zu sondieren.

Um mögliche Einstellungs- und Einstufungsveränderungen nach Durchgang des Einführungssemesters erkennen zu können, sah der Arbeitsplan schließlich noch vor, den Teilnehmern /-innen der Lehrveranstaltung zu Semesterende eine zweite Artikulationsform anzubieten.

Impulsgebend für eine Verwirklichung dieser Idee im Wintersemester 1986/87 waren primär natürlich die Veränderungen durch die neue Studienordnung und die damit verbundenen Herausforderungen; als verstärkend erwiesen sich der beachtliche und wohl auch beachtete Aufwärtstrend der Medien- und Kommunikationsgeschichte mit ihrem vorläufigen Höhepunkt im Wiener Symposium *Wege zur Kommunikationsgeschichte*⁷ einerseits und spezielle Akzentuierungen von Geschichte im Gefolge von Wertewandelprozessen der jüngeren und jüngsten Zeit andererseits.

2. Befragungsinstrument — Befragungszeitpunkt

Aufgrund der großen Zahl der Lehrveranstaltungsteilnehmer /-innen und des knappen Zeitbudgets schloß sich jedes andere Verfahren als jenes der anonymen, schriftlichen Befragung von vornherein aus. Dabei mußten die im Arbeitsplan entwickelten Rohfragen soweit reduziert und komprimiert werden, um die zeitliche Zumutbarkeit bei der Beantwortung in Grenzen zu halten. Ergebnis dieses Zuschnitts war ein doppelseitiger Fragebogen, der abgesehen von zwei freien Antwortmöglichkeiten durchgehend standardisiert war und folgende Struktur aufwies: Interesse für Geschichte während der AHS/BHS-

Zeit⁸; Berufswunsch /-vorstellung; Inanspruchnahme einer Studienberatung; Wertigkeit der Einführungslehrveranstaltung für den Studiengang; Erwartungen hinsichtlich des inhaltlichen Angebotes; Vorstellungen bezüglich einer vertiefenden Auseinandersetzung mit Medien- und Kommunikationsgeschichte im weiteren Verlaufe des Diplomstudiums.

Für die zweite Erhebungsaktion am Ende des Semesters kam ebenfalls nur der Einsatz eines standardisierten Fragebogens in Betracht. Um mögliche Einstellungs- und Einstufungsveränderungen insbesondere hinsichtlich des Bedeutungsmaßes der *Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte* für den Studiengang eruieren zu können, wurde eine strukturelle Angleichung an den Einstiegsfragebogen vorgenommen.

Die Erfassung von Eingangsvoraussetzungen sowie -vorstellungen der Lehrveranstaltungsteilnehmer / -innen fand im Rahmen des ersten Termines der Einführung statt. Der Zeitpunkt wurde aus dem Grund so gewählt, um das ‚Klima der ersten Stunde‘ soweit in Spiegelung zu erhalten, wie es die Meßsituation — Ausgabe der Fragebögen durch den Lehrveranstaltungsleiter, sofortiges Ausfüllen im (überdies übervollen) Hörsaal — eben zuläßt.

3. Erste Befragungsaktion

Es wurden 330 Fragebögen ausgegeben⁹. Davon kamen 312 ausgefüllt zurück, die im Verlaufe des Wintersemesters im Rechenzentrum der Universität Wien ausgewertet wurden¹⁰. Die Auswertung erbrachte u. a. folgende Ergebnisse¹¹:

3. 1 Interesse für Geschichte während der AHS/BHS-Zeit

35,7%:	sehr großes Interesse
45,5%:	großes Interesse
11,9%:	indifferent
6,3%:	wenig Interesse
0,6%:	kein Interesse

Nicht einmal 7% der Befragten also haben während der AHS/BHS-Zeit entweder wenig oder gar kein Interesse für den Unterrichtsgegenstand Geschichte aufgebracht, während ihm über 80% zumindest ein großes Interesse entgegengebracht haben. Die Frage nach dem Interesse war deswegen gestellt, um einen wesentlichen Indikator zu finden, mit Hilfe dessen Eingangsvoraussetzungen näher bestimmt werden könnten.

Wie glaubwürdig sind nun diese Resultate? Kann es der Realität entsprechen, daß von 312 Befragten insgesamt bloß 2 Personen dem Fach Geschichte während der Mittelschulzeit völlig interesselos gegenüberstanden sind und lediglich 20 wenig

Interesse aufgebracht haben? In dieser ‚krassen‘ Polarität sicher nicht. Gewiß werden sie in einigen Fällen einer bewußten oder unbewußten ‚Gefälligkeit‘ entsprungen sein; mehr aber nicht. Daß sie mehrheitlich keinesfalls purer ‚Dienstwilligkeit‘ zuzuschreiben sind, zeigen die Reaktionen auf die nächste Frage nach dem Maß der Bedeutung der Einführungslehrveranstaltung für das Studium¹².

3. 2 Bedeutung der Einführung

12,0%:	sehr große Bedeutung
62,8%:	große Bedeutung
22,4%:	indifferent
2,5%:	wenig Bedeutung
0,3%:	keine Bedeutung

Fast drei Viertel aller Befragten stellten sich also beim ersten Termin der Einführung vor, daß dieser Lehrveranstaltung zumindest eine große Bedeutung für das Diplomstudium zukommt. Wo ist hier die Grenze zu einer möglichen ‚Gefälligkeit‘ zu sehen?

Unter 3% maßen der Einführung zu Semesterbeginn nur wenig oder keine Bedeutung zu, wohingegen sich beinahe ein Viertel unentschieden zeigte. Der Prozentsatz der Indifferenten ist damit fast doppelt so hoch wie jener bei der Frage nach dem Interesse für Geschichte während der AHS/BHS-Zeit. Die Vorsichtigkeit und Zurückhaltung, mit der Teilnehmer / -innen an diese Frage herangegangen sind, kann deshalb als Indiz für faktische Offenherzigkeit gewertet werden. Mag die Polarität zwischen sehr großer bzw. großer und wenig bzw. keiner Bedeutung in einer anderen Meßsituation auch nicht so ‚scharf‘ sein, so wird sie deswegen aber nicht ‚verkehrt‘ sein.

3. 3 Studienberatung

34,7%:	ÖH ¹³
15,5%:	Studentenvertretung
11,7%:	Institut
6,6%:	Höhersemestrige
1,5%:	Sonstige

Damit haben 30% der Befragten keine Studienberatung in Anspruch genommen. Betrachtet man die direkte Fachberatung durch Institut, Studentenvertretung und Höhersemestrige zusammen, so liegt die Gesamtverteilung beinahe in einer Drittelparität. Von potentiellen Korrelationen zu anderen Fragen wurde deshalb bewußt Abstand genommen, weil die Zahl jener, die ihren Angaben nach keine Studienberatung genossen, andererseits aber kaum ‚unvorbelastet‘ den Studiengang begonnen haben, dafür zu groß und damit als ein unwägbarer Faktor erschien.

3. 4 Berufswunsch /-vorstellung (Mehrfachnennungen erlaubt)

- 51,7%: Journalismus
- 27,6%: Werbung
- 24,4%: Öffentlichkeitsarbeit
- 9,5%: Medienpolitik
- 8,9%: Wissenschaft
- 7,9%: Meinungsforschung
- 7,9%: Medienmanagement

8,3% der Befragten gaben sonstige Berufswünsche bzw. -vorstellungen bekannt wie z. B. Medienpädagogik, Theater, Schriftsteller; 7,9% trafen keine Entscheidung. Daß der ‚klassische‘ Beruf des Journalisten an erster Stelle rangiert, ist ebensowenig erstaunlich wie die Positionierung von Öffentlichkeitsarbeit, deren Bedeutung nicht zuletzt die Einrichtung eines eigenen Hochschullehrganges in Wien¹⁴ sowie einer eigenen Abteilung am Salzburger Institut nachhaltig unter Beweis stellt.

Aufgrund des speziellen Erkenntnisinteresses dieser Fragebogenaktion wurde der Auswertung von Korrelationen zwischen Berufswünschen bzw. -vorstellungen und der Bedeutungseinschätzung der Einführung für das Diplomstudium mit besonderer Neugier entgegengesehen. Die folgende Tabelle weist diese Beziehungen aus.

Berufswunsch bzw. vorstellung	Bedeutung				
	1	2	3	4	5
Journalismus	10%	63%	24%	2%	1%
Meinungsforschung	8%	76%	16%	—	—
Öffentlichkeitsarbeit	12%	62%	24%	1%	1%
Medienpolitik	14%	69%	14%	3%	—
Medienmanagement	12%	67%	21%	—	—
Werbung	13%	66%	19%	2%	—
Wissenschaft	31%	34%	31%	4%	—

Prozentzahlen sind in dieser Tabelle gerundet.

- 1 = sehr große
- 2 = große
- 3 = indifferent
- 4 = wenig
- 5 = keine

Zugegeben, die Verlockung war groß, diese Ergebnisse tiefer analysieren zu wollen. Angesichts eines derartigen ersten Versuchs, Vor- und Einstellungen der Lehrveranstaltungsteilnehmer zu erhellen, wäre es jedoch einigermaßen kühn gewesen, über eine reine Präsentation der Wechselbeziehung zwischen Berufswunsch bzw. -vorstellung und Bedeutungseinschätzung der Einführung hinauszugehen. So gesehen dürfte der Verzicht auf eine intensivere Auseinandersetzung mit solcherart gewonnenen Daten mittels varianzanalytischer Verfahren wohl keine schwerwiegende Informationseinbuße nach sich ziehen.

Immerhin fällt an dieser Übersicht zunächst auf, daß jene Befragten, die Meinungsforschung als Berufswunsch bzw. -vorstellung angezeichnet haben, am wenigsten bereit waren, der Einführung eine sehr große Bedeutung zuzumessen, hingegen am stärksten in jener Gruppe vertreten waren, die der Lehrveranstaltung eine große Bedeutung beilegen. Da bei

der vorliegenden Befragung auf den Wunsch verzichtet wurde, bei möglichen (und tatsächlich auch erfolgten) Mehrfachnennungen nach Prioritäten zu indizieren (1., 2., etc. Berufswunsch/-vorstellung), wäre eine Interpretation rein spekulativ. Dieses — wie auch jedes andere — Korrelationsergebnis (s. obige Tabelle) kann daher zunächst lediglich als Motiv bewertet werden, bei einer allfälligen neuen Befragung detaillierter vorzugehen, der vermehrten Beanspruchung und potentiell größeren psychologischen Sperre der zumeist erstsemestrigen Teilnehmer/-innen der Lehrveranstaltung¹⁵ dabei eingedenk.

Am aufschlußreichsten kann das Verhältnis zwischen Berufswunsch bzw. -vorstellung und großer Bedeutung der Einführung für den Studiengang veranschlagt werden. Abgesehen von den Strukturebenen Meinungsforschung (stärkste Besetzung) und Wissenschaft liegen die Prozentpunkte bei den einzelnen Berufssparten eng beisammen. Aus der geringen Differenzierung kommt unmißverständlich zum Ausdruck, daß der Berufshorizont der Befragten — wie vage er auch immer sein mag — insgesamt jedenfalls so gut wie keinen Einfluß auf die Bedeutungseinschätzung der Einführung ausübt.

3. 5 Erwartungen hinsichtlich des inhaltlichen Angebotes

- 30,0%: allgemeiner weltgeschichtlicher Abriss der Medienentwicklung
- 20,9%: allgemeine chronologische Darstellung der Medienentwicklung in Europa anhand einer Daten- und Faktenreihe
- 7,8%: chronologische Darstellung der Medienentwicklung mit dem Schwerpunkt Österreich in den heutigen Landesgrenzen
- 49,1%: allgemeine medientypologische Entwicklungsübersicht
- 18,8%: vorzüglich auf gegenwärtige Fragen im Medien- und Kommunikationssektor abgestellte Präsentation wichtiger historischer Entwicklungslinien
- 41,6%: allgemeine — anhand ausgewählter Fallbeispiele demonstrierte — Darstellung des Beziehungsgeflechts von Wirtschaft, Politik, Kultur, Bildung und Wissenschaft einerseits und Medien- und Kommunikationsentwicklung andererseits
- 4,7%: Darstellung der Entwicklung einzelner Kommunikationsberufe
- 6,6%: keine Erwartungen

Die Ergebnisse auf die konkrete Frage „Was erwarten Sie sich inhaltlich von der Einführung?“ sind hier mit Bedacht in keiner Rangordnung dargestellt. Ihre Reihung ist vielmehr identisch mit der

realen Abfolge der Antwortmöglichkeiten auf dem Fragebogen — doch nicht um bloßer Authentizität willen, sondern um die Eventualität ihrer Einflußkraft auf Antwortentscheidungen bloßzulegen. So könnte die relativ starke Besetzung der beiden ersten Antwortmöglichkeiten (30,0% bzw. 20,9%) auf den Umstand zurückgeführt werden, daß hier Schnelligkeit des Ankreuzens vor eine Abwägung aller Antworten getreten ist. Darüber hinaus könnte sich darin auch eine Wurzel für die geringe Erwartung (7%) hinsichtlich der im Fragebogen an letzter Position genannten „Darstellung der Entwicklung einzelner Kommunikationsberufe“ finden lassen.

Bei der Formulierung dieser Frage und der beigegebenen Antwortmöglichkeiten bestand die Annahme, unmittelbar fachspezifische Aspekte der Eingangsvoraussetzungen kennenzulernen. Ob sie sich nach einer solchen Überlegung in besonderer Feinheit herausdestillieren lassen, steht zur Diskussion. Dennoch lassen sich eindeutig Bildungen von Schwerpunkten erkennen. Fast 50% der Befragten erwarten sich eine allgemeine medientypologische Entwicklungsübersicht und über 40% eine allgemeine — anhand ausgewählter Fallbeispiele demonstrierte — Darstellung des Beziehungsgeflechtes aus Wirtschaft, Politik, Kultur, Bildung und Wissenschaft einerseits und Medien- und Kommunikationsentwicklung andererseits.

Hauptfazit: Über 40% der Befragten bringen als Eingangsvoraussetzung inhaltliche Erwartungen mit, die mit dem Angebot der Einführungslehrveranstaltung deckungsgleich sind. Dafür dürfte zum überwiegenden Teil die fachspezifische Studienberatung durch Studentenvertretung, Institut und Höhersementrige ausschlaggebend sein, ebenso wie die Information des kommentierten Vorlesungsverzeichnisses *Semester-Info*, die das Institut regelmäßig vor Semesterbeginn publiziert.

3. 6 Vertiefende Auseinandersetzung

Knapp über zwei Drittel der Befragten konnten sich vorstellen, im Verlaufe des Studiums weitere kommunikationshistorische Lehrveranstaltungen zu besuchen, hingegen nicht einmal ein Drittel, für ihre Diplomarbeit ein Thema aus dem Bereich der Medien- und Kommunikationsgeschichte zu wählen.

Die Korrelation zwischen Bedeutungseinschätzung der Einführung und Vorstellung, weitere kommunikationshistorische Lehrveranstaltungen zu besuchen, bietet folgendes Bild:

Bedeutung	Weitere Lehrveranstaltungen	
	ja	nein
sehr große	30	7

große	148	39
indifferent	34	35
wenig	3	5
keine	1	—

Absolute Zahlen

Die nächste Tabelle illustriert die Beziehung zwischen den Vorstellungen, weitere kommunikationshistorische Lehrveranstaltungen zu besuchen und das Studium mit einer Arbeit aus dem Gesamtbereich der Medien- und Kommunikationsgeschichte abzuschließen.

Weitere Lehrveranstaltungen	Abschluß	
	ja	nein
nein	3	84
ja	92	107

Absolute Zahlen

Über 45% jener Befragten, die sich zu Beginn ihres Studiums vorstellen konnten, weitere kommunikationshistorische Lehrveranstaltungen zu besuchen, vermochten sich somit auch einen Abschluß im historischen Fach zu denken¹⁶.

4. Zweite Befragungsaktion

Sie fand unmittelbar vor Semesterende statt. Von 300 ausgegebenen Fragebögen konnten 262 im Verlaufe des Sommersemesters ausgewertet werden¹⁷.

4. 1 Bedeutung der Einführung

45,8%: sehr große Bedeutung

42,7%: große Bedeutung

7,6%: indifferent

1,5%: wenig

1,5%: keine Bedeutung

Insgesamt maßen der Einführung 88,5% eine sehr große bzw. eine große Bedeutung bei; zu Semesterbeginn waren es ‚erst‘ 74,1%. Die Zunahme betrug also rund 14%. Bei einer Bewertung dieser Zunahme ist allerdings einige Vorsicht angezeigt; allein schon deshalb, weil die Beteiligungsquote von rund 94% bei der ersten Befragung auf 87% zu Semesterende absank.

Wenn man die Antwortverweigerung ‚sicherheitshalber‘ als Ausdruck einer Geringschätzung der Einführung werten will, so beträgt die Zunahme nicht mehr 14%. Sie beläuft sich ‚bloß‘ auf 7% — immerhin! Da es neben der Möglichkeit einer Geringschätzung der Einführung auch gänzlich andere Motive für eine Nichtbeteiligung an dieser Befragung geben kann, erscheint eine derart begründete Reduzierung trotz eigener Bemühungen um kritische Distanz allenthalben spekulativ genug. Darum soll es aber nicht gehen.

Die eigentliche Rechtfertigung für eine Zurückhaltung beim Vergleich der beiden Ergebnisse liegt vielmehr in folgender Beziehung begründet. So ‚ideal‘ auch der Gedanke auf den ersten Blick erschien, im Rahmen der Einführungslehrveranstaltung zwei eng aufeinander bezogene schriftliche Befragungen durchzuführen — eben auch im Sinne einer Eingangs- und Ausgangskontrolle —, so ‚unvollkommen‘ erwies sich seine praktische Umsetzung: Nur rund 60% der Teilnehmer/ -innen der zweiten Befragung hatten schon an der ersten Fragebogenaktion teilgenommen. Die Fluktuation zwischen dem ersten und letzten Lehrveranstaltungstermin erwies sich damit als viel zu hoch, um noch weiter an der Absicht eines Vergleichs der beiden Erhebungen festzuhalten¹⁸.

In diesem Sinne erschien es angemessen, die hohe Bedeutungseinschätzung der Einführung zu Semesterende vornehmlich für sich selbst zu akzeptieren und als weitestgehende Übereinstimmung mit deren Grundintentionen zu werten.

4. 2 Gründe für Bedeutungseinschätzung

Die Frage nach Gründen für die eigene Bewertung der Einführung war offen gestellt, um die gesamte Bandbreite möglichst vollständig erfassen zu können. Mehrfachangaben waren deshalb möglich.

Bei jenen, die sich von der Bedeutung der Einführung überzeugt zeigten, stand Basiswissen und Grundlage für das weitere Studium an erster Stelle (56, 1%). Für vier von zehn Teilnehmern/ -innen war der Bezug zur Gegenwart wichtig. Sie führten für ihre positive Einschätzung v. a. an: Kenntnis der Geschichte als Grundlage für Verständnis der heutigen Situation, als Bezugsrahmen für die heutige Entwicklung und Erlernen von verschiedenen Betrachtungsweisen für Funktionen von Massenmedien. ‚Reines‘ Interesse an Vergangenheit bestimmte hier nur jede/n 8. Befragte/n. Für diese waren insbesondere folgende Gründe maßgeblich: Wissen um soziale wie politische Bedeutung und Auswirkung von Medien zur Zeit ihrer Verbreitung, Kommunikationspolitik und Pressefreiheit, Erfahrung von Entwicklungen publizistischer Arbeit, Kenntnis von journalistischen Persönlichkeiten, Herausgebern und Verlegern sowie ihren speziellen Leistungen.

Insgesamt 8% der befragten Studenten/ -innen beurteilten die Einführung negativ¹⁹. Ihr Tenor: Kommunikationsgeschichte ist für das Studium irrelevant, ohne Praxisbezug und zuwenig zukunftsorientiert.

4. 3 Wünsche nach stärkerer Beachtung

Auf die Frage, welchen Problemen bzw. Themenkomplexen der Medien- und Kommunikationsgeschichte in der Einführung (noch) stärkere

Beachtung zuteil werden sollte, konnten ebenfalls mehrere freie Antworten gegeben werden.

Nahezu die Hälfte der Wünsche (48, 6%) betraf technische Entwicklungen seit 1945 (Fernsehen, Film und neue Medien), andererseits die mediale Verarbeitung *aktueller Themen in Österreich*. Dazu wurden im speziellen genannt: Waldheim-Diskussion, Antisemitismus und Ausländerfeindlichkeit.

Das Bedürfnis nach einer stärkeren Einbettung der Einführungslehrveranstaltung in den Horizont der Zeitgeschichte offenbart sich auch in dem am zweithäufigsten genannten Wunsch nach einer noch intensiveren Behandlung der Kommunikationsverhältnisse während der Zeit des „Dritten Reichs“ (34, 2%). Größere Aufmerksamkeit sollte danach in spezieller Hinsicht der NS-Propaganda, Kriegsberichterstattung, Widerstands- und Exilpublizistik gewidmet werden²⁰. Da das Wiener Institut gerade zum Thema „Widerstands- und Exilpublizistik“ eine eigene Lehrveranstaltung anbietet²¹ und die Exilforschung noch weiter forcieren wird, kann sich die Einführung gerade diesbezüglich weiterhin getrost auf Kurzhinweise und Orientierungshilfen beschränken. Dagegen wird dem Gesamtspektrum der nationalsozialistischen Kommunikationspolitik, aber auch der Entnazifizierung der österreichischen Medien in den Jahren 1945 bis 1948 noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken sein.

Das Bedürfnis nach erweitertem und fundierterem Wissen über die Herrschaftszeit des Nationalsozialismus zeigt hinlänglich, wie wenig ‚Schluß der Debatte‘ und ‚Schluß mit Trauerarbeit‘ von den Teilnehmern/ -innen der Einführung gefragt war. Daß ‚Trauerarbeit‘ von vielen Zeitgenossen in Österreich als ‚derzeit modisches, aber nichtsdestoweniger höchst fragwürdiges, um nicht zu sagen sinnloses *Junges Wort*‘ (vgl. z. B. den Leserbrief über die „Linkslastigkeit“ des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands in der „Presse“ vom 10./11. Oktober 1987) abqualifiziert wird, beweist schlicht die dringende Notwendigkeit, sich mit ihr konsequent auseinanderzusetzen.

An dritter Position dieses Kataloges stand die Thematik der Manipulation von Massenmedien durch staatliche Instanzen einerseits und der Manipulation der Öffentlichkeit durch Medien, einschließlich Werbung (19, 4%). Kaum weniger wichtig erschien einigen Teilnehmern/ -innen (18%) die Behandlung der gesamten europäischen wie auch außereuropäischen Presse (insbesondere der USA) sowie deren Wirkung auf Europa. In diese Kategorie fiel auch der Wunsch nach einer Behandlung von Medien in Entwicklungsländern und der Berichterstattung über diese Länder in österreichischen Medien²². Journalistische Persönlichkeiten und ihre Bedeutung für

Vergangenheit und Gegenwart einschließlich ihrer Vermittlungstechnik wollten nur wenige Befragte stärker in den näheren Vordergrund gerückt wissen (4,5%). Bemerkenswert daran war, daß neben Kisch und Kuh der Name Otto Schulmeister²³ auftauchte. Die Rolle der Frau für und in Medien erschien nur für eine verschwindende Minderheit der Befragten (2,7%) ein wichtiges Thema...

4. 4 Zeitbudget

60% der Befragten vertraten die Auffassung, daß das Zeitbudget der Einführung ausreichend dotiert ist.

Für ein Viertel kam die Behandlung näher interessierender Details allerdings ebenso zu kurz wie die Möglichkeit, v. a. über die schriftlich während des Semesters zu erledigenden Aufgaben zu diskutieren. Andere wieder bezeichneten die Stoffmenge als an und für sich zu umfangreich für eine zweistündige Lehrveranstaltung. Fast 30% der Beteiligten meinten sogar, daß eine zeitliche Rahmenerweiterung auf 3 bis 4 Stunden zu rechtfertigen wäre.

Ein interessantes Bild bietet die Korrelation zwischen der Einschätzung der Bedeutung und des Zeitbudgets der Einführung: Knapp 90% aller jener, die sich der Lehrveranstaltung gegenüber indifferent ausgewiesen hatten, empfanden das zeitliche Ausmaß für ausreichend. Zufrieden waren damit auch zwei Drittel der Befragten, die der Einführung eine große Bedeutung zugesprochen hatten. Dagegen sprach sich rund die Hälfte aller jener Studenten/-innen für eine größere Stundenbemessung aus, die von einer sehr großen Bedeutung der Einführung überzeugt waren.

4. 5 Interesse an weiteren Lehrveranstaltungen

Nur ein Viertel aller Teilnehmer/-innen gab definitiv an, künftighin keine weiteren medien- und kommunikationshistorischen Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Übungen, Seminare oder Forschungspraktika) besuchen zu wollen. Zu Semesterbeginn konnte sich noch ein Drittel nicht vorstellen, Interesse für Medien- und Kommunikationsgeschichte zu entwickeln. 50% der Befragten konnten sich zum Semesterende sogar vorstellen, ihr Studium mit einer Arbeit (Diplomarbeit oder Dissertation) aus dem Gesamtbereich der Medien- und Kommunikationsgeschichte abzuschließen.

5. Resümee

Die meisten Studenten/-innen gehen aufgrund ihres Interesses an Geschichte während der Mittelschulzeit mit großer Erwartung in die Lehrveranstaltung *Einführung in die Medien- und Kommunikations-*

geschichte hinein. Bei ihrer Bedeutungsbewertung der Einführung spielen Berufswünsche bzw. -vorstellungen im großen und ganzen kaum eine Rolle. Schon zu Semesterbeginn liegen manche inhaltliche Strukturvorstellungen in beachtlicher Nähe des Lehrveranstaltungsprogramms. Dies dürfte auf die Studienberatung sowie auf die Informationen des kommentierten Vorlesungsverzeichnisses *Semster-Info* zurückzuführen sein.

Die Teilnehmer der Einführung scheinen die Lehrveranstaltung zu einem hohen Anteil keineswegs als ‚Pflicht‘ zu erleben, die sie gemäß der Studienordnung ja ist. Daher wächst mit der Dauer des Semesters offensichtlich auch die Bereitschaft, sich mit Themen und Fragen der Medien- und Kommunikationsgeschichte intensiver auseinanderzusetzen und eigene Interessensbereiche zu entdecken. Aufgrund der Zuerkennung einer Vermittlungsinstanz für Basiswissen bzw. eines Bezugsrahmens für gegenwärtige Entwicklungen werden insbesondere zeitgeschichtliche Analysen eingefordert. Nicht wenige Interessen gehen allerdings weit über die Möglichkeiten einer historischen Einführung hinaus. Vielleicht prägen aber gerade sie die Bereitwilligkeit mancher Teilnehmer/-innen mit, im Verlaufe des Studiums noch tiefer in Materien der Medien- und Kommunikationsgeschichte einzudringen. Die ‚große Zahl‘ (vgl. 4. 5) ist kein Garant dafür, daß solche Vorstellungen auch tatsächlich eingelöst werden, sicher aber auch kein Indiz dagegen.

Für die Zukunft kann es nicht geplant sein, solche Erhebungen zu einem fixen Bestandteil der Einführungslehrveranstaltung zu erheben. Zwar sind viele Fragen offen geblieben, wovon nicht wenige erst nach dieser Aktion zutage traten, doch wäre die Gefahr der Erstarrung in einem ‚Zeremoniell‘ dafür doch zu groß. Dagegen ließen sich solche Befragungen wohl in unregelmäßigen Abständen denken, andere Wege aber ebenso.

¹ Erfolg und Wertschätzung des historischen Faches beruhen ohne Zweifel auf einer starken Tradition des Instituts, zum größeren Teil basieren sie freilich auf der besonderen Pflege mediengeschichtlicher Fragen und Themen durch Marianne Lunzer, insbesondere im Rahmen ihrer Dissertantenbetreuung.

² Wolfgang R. Langenbacher: *Von der Presse- über die Medien- zur Kommunikationsgeschichte*. In: Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis*. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag. Wien, Köln, Graz 1985, 11–24, hier 14–16; eine Gesamtübersicht aller Dissertationen, die am Wiener Institut in der Zeit 1944–1985 fertiggestellt wurden, hat vor kurzem Manfred Bobrowsky zusammengetragen: *Schriftenverzeichnis*. Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Universität Wien. Zusammenstellt und bearbeitet von Manfred Bobrowsky. Wien 1986. 114 S.

³ Dieser Zyklus entsprach der alten Rigorosenordnung,

wonach vier Hauptvorlesungen zu kolloquieren waren.

⁴ Erstmals wurde die *Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte* als Pflichtlehrveranstaltung für den 1. Studienabschnitt im Sinne der Diplomstudienordnung im WS 84/85 abgehalten. Um den Hörer/-innen der alten Studienordnung Gelegenheit zur ordnungsgemäßen Ablegung notwendiger Kolloquien zu geben, waren während des gesamten Studienjahres 1984/85 zusätzlich zwei eigene historische Vorlesungen eingerichtet.

⁵ *Studienführer Diplomstudium*. Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Universität Wien. Red.: Klaus Lojka. Wien 1984. S. 5.

⁶ Ebd.

⁷ Über diese Tagung liegt ein eigener Berichtsband vor: Manfred Bobrowsky, Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. 1. Aufl. München 1987. 801 S. (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 13).

⁸ AHS = allgemeinbildende höhere Schule, BHS = berufsbildende höhere Schule; AHS/BHS steht hier für jeden Schultyp, der Matura als Abschluß und damit Hochschulreife vorsieht.

⁹ Die Auflagenhöhe des Fragebogens war nach den Gegebenheiten des Hörsaals ausgerichtet, der einschließlich eines ‚Balkons‘ rund 330 Studierenden Sitzplatzgelegenheit bietet. Angesichts der Gesamtzahl der anwesenden Hörer/-innen erwies sich die Auflagenhöhe allerdings als einigermaßen unzulänglich. Viele Teilnehmer/-innen der Einführung konnten deshalb nicht erreicht werden, zumal von einer Nachfabrikation allein schon deshalb Abstand genommen werden mußte, da sie die Spontanreaktionen der ‚ersten Stunde‘ verfälscht hätte.

¹⁰ Herzlicher Dank gebührt in diesem Fall der Studentin Kathrin Kment, die für die technische Abwicklung Sorge trug und die Dateneingabe besorgte.

¹¹ Hier werden nur die wichtigsten Ergebnisse und Korrelationen präsentiert.

¹² Bei einer allfälligen weiteren Befragung von Teilnehmern/-innen der *Einführung in die Medien- und Kommunikationsgeschichte* zu Semesterbeginn dürfte es ratsam sein, mindestens eine Kontrollfrage beizustellen; so könnte etwa nach einer Gewichtung von Unterrichtsfächern gefragt werden.

¹³ ÖH = Österreichische Hochschülerschaft.

¹⁴ Der erste Hochschullehrgang begann mit WS 1987/88.

¹⁵ Das Verhältnis der Erstsemestrigen zu den Höhersemestrigen betrug 9 : 1.

¹⁶ Daß unter jenen, die keine weiteren kommunikationshistorischen Lehrveranstaltungen besuchen wollen, drei Befragte einen Abschluß im historischen Fach nicht ausschließen wollen, mutet seltsam an. Die einfachste Erklärung dafür: Es wurde der falsche Kreis angekreuzt.

¹⁷ Die Anzahl der Fragebögen entsprach annähernd der Zahl der Lehrveranstaltungsteilnehmer. Für die Dateneingabe und Kontrolle der Datenausgabe sei an dieser Stelle der Studentin Ruth Chylik herzlich gedankt.

¹⁸ Im konkreten Fall ist aber auch zu berücksichtigen, daß nicht alle Teilnehmer/-innen der Semesterenderhebung bei der ersten Befragung die Gelegenheit wahrnehmen konnten, sich zu artikulieren. Vgl. Anm. 9.

¹⁹ In Konfrontation mit der Frage nach Gründen für ihre Einschätzung schlugen sich damit von jenen zwanzig Personen, die sich hinsichtlich der Bedeutung der Einführung indifferent verhalten hatten, dreizehn zur ahistorisch eingestellten Gruppe.

²⁰ So wünschenswert mir selbst solche Bezüge, die über einfache, marginale Hinweise hinausgehen, auch immer erscheinen mögen, so wenig bieten dafür die Gesamtaufgabe — ex definitione — wie die Zeitkapazität der Einführung Gelegenheit.

²¹ Diese hält Wolfgang Neugebauer, der Leiter des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands; vgl. die vom Institut herausgegebenen kommentierten Vorlesungsverzeichnisse *Semester Info* der letzten Studienjahre (Red.: Roland Burkart und Hannes Haas).

²² Derartige Themen und Probleme können, abgesehen vom zeitlichen Horizont der Einführung, sicher nur in speziellen Lehrveranstaltungen analysiert werden. So bietet etwa Maximilian Gottschlich gemeinsam mit Klaus Lojka im WS 87/88 ein Seminar mit der Thematik *Modernisierung durch Massenmedien? Massenkommunikation und die Probleme kultureller Identität in der Dritten Welt* an.

²³ Dr. Otto Schulmeister, der als führender Publizist der Zweiten Republik gilt, kam bereits im Jahre 1948 zur *Presse* und fungiert seit 1976 als ihr Herausgeber. Zu seiner Arbeit als Kriegsberichterstatter der deutschen Wehrmacht siehe Fritz Hausjell: *Otto Schulmeister: Materialien zur Vergangenheit*. In: *Medien & Zeit* 1986, 1/2, 75—83.

Film: Quelle, Zeugnis, Dokument

WINFRIED B. LERG

Filmgeschichte ist ein Moment der Kinogeschichte und diese wird heute vielfach als eine Medien- geschichte bezeichnet. Wer mit Materialobjekten von Wissenschaft seine epistemologischen Schwierigkeiten hat und sich lieber theoretischer Steuerung anvertrauen möchte, der wird bei der *Kommunikationsgeschichte* am besten aufgehoben sein. Kommunikationsgeschichte wiederum ist ein Moment der Sozialgeschichte. Dem Strukturpostulat der Sozialgeschichtsschreibung vermag die Kommunikationsgeschichtsschreibung mit einem Elementarkonzept zu entsprechen, mit der publizistischen Struktur Kommunikator, Kommunikat, Rezipient. Anders als auf vielen Gebieten der allgemeinen Politikgeschichte, wo man sich erst kürzlich entschieden hat, auch einmal auf strukturelle als immer nur auf „eventuelle“ oder ereignisbezogene Darstellung und Deutung hinzuarbeiten, ist der publizistischen Historiographie das Strukturdenken schon seit langem geläufig, — bisweilen schon allzu geläufig geworden. Denn immer wieder kommt es zur Fixierung auf einzelne Strukturelemente, beispielsweise auf bestimmte *Kommunikatorpersonen* („Publizisten“) oder *Kommunikatorinstitutionen* („Medien“), auf bestimmte *Kommunikate* (Presse-, Film-, Rundfunkformen und -inhalte), auf bestimmte *Rezipientenschaften* (Publica von Einzelmedien oder Einzelkommunikaten). Bei solchen Fixierungen, die auch und gerade in der allgemeinen Geschichte sowie in der Literatur- und Kunstgeschichte auftreten, wenn sie denn kommunikationshistorisch fragen, gerät notwendigerweise die erkenntnislogische Begründung jener publizistischen Struktur aus dem Blick: das Prozeß-Schema. Gleichwohl ist der Strukturzusammenhang nur auf dem theoretischen Hintergrund des Kommunikationsprozesses zu begreifen.

Wissenschaftssystematische Überlegungen in dieser Garnitur erfüllen ihren heuristischen Zweck zwar schon beim Fragestellen, bei der Bestimmung des Erkenntnisinteresses, aber erst recht beim Antwortfinden, bei der Bestimmung der Erkenntnismittel (Quellen) und des Erkenntnisweges (Methode). Nur zeigt die publizistische Forschungspraxis, daß prozeßanalytische oder — systemtheoretisch gesprochen — strukturfunktionelle Untersuchungen in Geschichte und Gegenwart äußerst aufwendig sein können. In

der prozeßanalytischen Kommunikationsgeschichtsschreibung ist schon die Forderung nach zuverlässigen Datensätzen, Beobachtungsreihen und Urteilspositionen aus den Quellen oder gar aus den seltenen Darstellungen sehr schwer einzulösen. Die allgemein-historische Forschungspraxis dagegen vermag sich nur selten aus ihrer aspektuellen Betrachtungsweise der Publizistik zu lösen, aus einer Perspektive, in deren Verlauf allein einzelne Medien in den Blick geraten. Meist interessiert dabei auch weniger das Medium selbst („Kinematograph/ Kino“) als allein das Medienprodukt („Film“). Der penible Quellensystematiker Wilhelm Bauer führte bereits Ende der 20er Jahre die „Kinoaufnahmen“ folgerichtig unter den „in bildlicher Darstellung überlieferte(n) Quellen“ auf¹. In der Vorstellung des Autors eines neueren Einführungstextes verzerrt sich indessen jene Perspektive so sehr, daß er mit den publizistischen Quellen heillos in den Strudel seiner Quellentypologie gerät und sie zuerst zu den Traditionsquellen und dann wieder zu den Überresten zählt². Was es der allgemeingeschichtlichen Quellenkunde nützt, wenn bestimmte Darbietungsformen (Gattungen) von Medienprodukten zu den Traditionsquellen (beispielsweise „politische“ Zeitungs-, Kino- oder Rundfunkprogramme), andere jedoch zu den Überresten (z. B. „kulturelle“ Zeitungs-, Kino- oder Rundfunkprogramme) zählen, das braucht an dieser Stelle nicht diskutiert zu werden. Vieles spricht dafür, daß wir es hier mit einer Systematik zu tun haben, die zu methodologisch haltlosen Schlußfolgerungen führen muß. Die Ausgaben der Zeitung und der Zeitschrift, die Filme des Kinoprogramms, die Sendungen des Rundfunkprogramms (Hörfunk- und Fernsehprogramm) als aktuelle, periodische *Veranstaltungen der gesellschaftlichen Kommunikation*, haben für beide, für die allgemeine wie für die publizistische Geschichtsschreibung grundsätzlich die Quellenfunktion von Überresten; es handelt sich um Zeugnisse. Doch Texte und Bilder, Film- und Tonaufzeichnungen dokumentieren einzeln und seriell zugleich Kommunikationsprozesse; in dieser Quellenfunktion stellen sie Dokumente dar, Traditionsquellen für die publizistische Geschichtsschreibung. Ihre Auswertung geschieht nicht aspektuell und *interpretatorisch* mit der Frage, welche Tatsachen und Meinungen über geschichtliche Ereignisse und Entwicklungen sich in ihnen *spiegeln*, sondern komplex und *analytisch* mit der Frage, mit welchen förmlichen und inhaltlichen Elementen der Quelle sich geschichtliche Kommunikationsprozesse — eine historische Kommunikationsstruktur — rekonstruieren und *darstellen* lassen. Der Erkenntniswert publizistischer Überlieferung ist für Allgemeinhistoriker Ansichtssache, für Kommunikationshistoriker Durchblickssache. Deshalb

interessieren die Historischen Romane, die Geschichtsfilm, Geschichtshörspiele oder die zeitgeschichtlichen Fernsehserien, — welche fiktive oder nicht-fiktive Konzeption ihnen auch immer zugrunde liegen und welches dokumentarische Niveau sie auch erreichen mögen, — die Geschichtswissenschaft nur sehr selten. Die Kommunikationswissenschaft dagegen betrachtet diese Produkte ganz selbstverständlich als (Traditions-)Quellen zur Untersuchung publizistischer Prozesse. Dabei kann es freilich geschehen, daß Historiker in geschichtspublizistischer oder geschichtsdidaktischer Absicht mit ihrem Erkenntnisinteresse auf kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen zugehen, freilich oft ohne sich einzugestehen, daß sie dabei einen Paradigmenwechsel riskieren, der notwendigerweise mit einem anderen Quellenbegriff verbunden ist, nämlich von der Zeugnisquelle zur Traditionsquelle.

Allgemeinesgeschichtliche Zuwendung haben die beiden Pressemedien Zeitung und Zeitschrift schon um die letzte Jahrhundertwende erfahren. Bei dem zur selben Zeit erst entstandenen Medium Kino und bei den noch später aufkommenden beiden Rundfunkmedien Hörfunk (1925) und Fernsehen (1935) nahm sich jedenfalls die deutsche Geschichtswissenschaft gehörig Zeit. Die charakteristische Frage an die Presse-, Film- und Rundfunkquellen galt und gilt noch heute dem persuasiven Potential der Medienprodukte, ihrem Einfluß auf öffentliche Meinungsbildung, auf politische und kulturelle Werbung (Propaganda) in der Bevölkerung. In einem solchen Fragekonzept treten sehr leicht zwei Denkfehler auf: Zum einen werden die Medienprodukte einfach mit dem Medienpublikum kausal verbunden, und deshalb wird zum anderen Einfluß mit Wirkung verwechselt. Die Folge sind recht turbulente hermeneutische Zirkelschlüsse.

Der Spielfilm *Jud Süß* (Veit Harlan, Deutschland 1940) spiegelt als Zeugnisquelle in einem Historienfilm Themen antisemitischer Propaganda in der Öffentlichkeit. Als Traditionsquelle stellt der prädikatisierte Spielfilm ein antisemitisches Kinoprodukt der reichseigenen Terra-Filmkunst GmbH dar.

Der Dokumentarfilm *Der ewige Jude* (Fritz Hippler, Deutschland 1940) spiegelt als Zeugnisquelle die Themen antisemitischer Propaganda in der Öffentlichkeit sowohl in seinen Primärzeugnissen, dem für diesen Film eigens gedrehten Material, als auch in seinen Sekundärzeugnissen, den Zitaten aus älteren deutschen und ausländischen Filmen. Als Traditionsquelle stellt er ein antisemitisches Kinoprodukt dar, einen Kompilationsfilm der parteieigenen Deutschen Filmherstellungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (Reichspropagandaleitung der NSDAP, Hauptabteilung Film).

Aus diesen filmographischen Notizen mag erkennbar werden, wie die Allgemeinesgeschichte einerseits und die Kommunikationsgeschichte andererseits jeweils dieselben Quellen — einmal als Zeugnis und das andere Mal als Traditionsquelle — ansprechen würden, wenn sie sich streng an die quellenkundlichen Regeln in ihrer Disziplin hielten. Nun sind ja, vernünftigerweise, die Zeiten des akademischen Isolationsismus vorbei, in denen manche Wissenschaften eifersüchtig darüber wachten, daß ihre „Gegenstände“ nicht von begehrliehen Hilfs- und Nachbarwissenschaften oder gar von Neubürgern in der Academia unversehens vereinnahmt und fröhlich abgeforscht wurden. Zwar zeigen manche Zünfte den wissenschaftlichen Wandergewerblern bisweilen drohend noch einmal ihre Werkzeuge, aber das Feierlied von der Interdisziplinarität wird mittlerweile gern und oft angestimmt, wengleich dabei Dissonanzen offenbar unvermeidlich sind, und zwar häufig schon bei der Quellenbeurteilung, spätestens aber bei der Quellenausschöpfung. Meist ist der Grund für die Probleme mit der interdisziplinären Forschung und Lehre dort zu suchen, wo kühne Einzelforscherinnen und Einzelforscher die Leisten ihrer Lehrwerkstatt über haben, — vielleicht weil dort zuviel Betrieb herrscht, — einen interdisziplinären Drang spüren und nun anderwärts einmal etwas Neues und Interessantes (vielleicht etwas mit „Medien“) machen wollen. So etwas mag oft ganz gut ausgehen, obwohl manchmal sehr viel Lehrgeld gezahlt wird, bis erkannt ist, daß Filme (wie die Zeitung oder Zeitschrift, die Hörfunk- oder Fernsehsendung) keineswegs Universalquellen abgeben, an die, im Wortsinn, alle nur möglichen Fragen gestellt werden können. Filmgeschichte ist nur ein Moment der Kinogeschichte. Der Film, das Kinoprodukt, ist nicht die zentrale Bezugskategorie zur Erklärung des komplexen Kommunikationsprozesses (Kinopublizistik). Schlüsse aus filmanalytischen Befunden auf Kommunikatoren oder Filmemacher und auf Rezipienten oder Filmbesucher mögen zwar plausibel, aber sie können allein und für sich genommen nicht beweiskräftig sein. Wissenschaftliche Beweisführung erfordert mindestens einen Vergleich, am besten einen systematischen. Dazu bedarf es mindestens einer weiteren, und zwar einer vergleichbaren Quelle. Die systematische Beschreibung bestimmter Merkmale eines Films (Filmographie) ergibt erst einen Sinn, wird erst dann zu einer Filmanalyse, wenn sie mit bestimmten Merkmalen eines anderen Films oder mehrerer anderer Filme systematisch verglichen wird³.

Die Kritik der Traditionsquelle Film beginnt mit der förmlichen Quellenkritik als Voraussetzung für die sinnerschließende, inhaltliche Quellenkritik: der Filmographie folgt die (Inhalts-)Analyse. Zur

Filmographie gehört auch die Ermittlung der Herstellungs- und der Vorführdaten, die aber aus Nachschlagewerken oder aus der Literatur oft nur unvollständig oder widersprüchlich zu gewinnen sind. In solchen Fällen können nur Produktions- und Verleihdokumente oder beispielsweise die Zensurakten weiterhelfen, also ein Quellenstudium besonderer Art, das allerdings eine gewisse kommunikationsgeschichtliche oder medienkundliche Erfahrung voraussetzt. Filminhaltsanalyse beginnt mit der systematischen Beschreibung der Quelle, je nach Fragestellung und Untersuchungsplan, der elementaren, strukturellen oder funktionellen Merkmale des Quelleninhalts. Ihre Bedeutung indessen erschließt sich erst mit dem Vergleich der erhobenen Merkmale der einen Quelle (Film) mit anderen, gleichartigen Quellen (Filmen). Auf die Fragen der hier meist erforderlichen Auswahlverfahren wird noch eingegangen werden; zunächst seien einige typische Vergleichsführungen wenigstens skizziert:

— Der diachronische Vergleich über die Zeit erlaubt Schlußfolgerungen über Merkmalsentwicklungen in der Filmaussage, beispielsweise über Normen- und Wertewandel, Meinungstrends, Veränderungen der Einstellungen, Verhaltensweisen und Handlungsmuster.

— Der synchronische Vergleich über unterschiedliche Herstellungssituationen beispielsweise erlaubt Schlußfolgerungen über Merkmalsausprägungen in der Filmaussage, beispielsweise aufgrund privatindustrieller oder staatlicher, monopol- oder wettbewerbswirtschaftlicher, nationaler oder internationaler Produktionsbedingungen.

— Der synchronische Vergleich von Filmen für unterschiedliche Auswertungskanäle oder Vorführsituationen erlaubt Schlußfolgerungen über Merkmalsausprägungen in der Filmaussage, beispielsweise für unimediale (Kino) oder bimediale-multimediale (Kino, Fernsehen, Video) Auswertungsbedingungen.

— Der synchronische Vergleich von Filmen für unterschiedliche Zielpublika erlaubt Schlußfolgerungen über Merkmalsausprägungen in der Filmaussage, beispielsweise für Inlandspublikum (nationaler Markt) oder Auslandspublikum (ausländische Teilmärkte oder internationaler Markt), für Zivilpublikum („Heimat“) oder Militärpublikum („Front“).

Diachronische und synchronische Vergleiche der Filme von zwei oder mehreren verschiedenen Herstellern (Autoren, Produzenten, Regisseuren) erlauben Schlußfolgerungen über besondere Merkmalsausprägungen in der Filmaussage, beispielsweise über Konflikt- oder Konsensbereitschaft, argumentative oder persuasive Handlungsmuster, autoritäre oder permissive Verhaltensmuster, unterschiedliche Bildungs-, Erziehungs- oder Propagandaappelle als besondere

Herstellerspezialitäten.

Schließlich kann die Quelle auch verstehend ausgedeutet, interpretiert werden. Das geschieht nach Art der konventionellen, beispielweise an stilistischen Kategorien orientierten Filmkritik (Literatur- und Kunstkritik) anhand subjektiver Vergleichsmaßstäbe oder aprioristischer Standards der untersuchenden Person selbst. Tendenz- und Dogmatismusforschung beispielsweise gerät jedoch mit dem deduktiven Ansatz und interpretierenden Kategorien meist in heillose Verlegenheit. Allenfalls die aus der Einzelquelle oder einer repräsentativen Auswahl selbst induktiv hergeleiteten Vergleichsmaßstäbe sind bei bestimmten Fragestellungen brauchbar. Solche allgemeinen Medienstandards des Kinoprodukts stellen Kriterien zur vergleichenden Bewertung der Filme bestimmter Autoren oder Hersteller, Regisseure oder Darstellerinnen und Darsteller („Stars“) dar. Dabei haben wir es nicht mit absoluten oder logischen, sondern mit relativen oder analogen Bewertungsmaßstäben zu tun für den Abgleich zu ähnlichen Filmen. Schließlich kommt zu diesen medieninternen noch der medienexterne, der nicht-inhaltsbezogene Vergleich hinzu. Merkmalsausprägungen in der Filmaussage werden hier zu Struktur- oder Funktionsdaten aus anderen, außermedialen Quellen gespiegelt. Solche Quellen sind Gesetzesnormen (z. B. Lichtspielgesetze, Jugendschutzgesetze), Selbstkontrollesatzungen, Preisvergabe- und Subventionskriterien, Bewertungsnormen der ästhetischen, politischen oder konfessionellen Filmkritik. Die Verteilungen bestimmter personeller oder gesellschaftlicher Merkmale in der Filmaussage werden mit fachwissenschaftlichen Beobachtungsreihen oder mit Datensätzen, beispielsweise der amtlichen Statistik verglichen.

Kritische Quellenbeschreibung und Quellenbewertung als Propädeutikum für Kommunikationsgeschichtsschreibung hat es mit einem vergleichsweise einfachen theoretischen Konstrukt zu tun, mit dem genannten Prozeßschema. Seine Operationalisierung erfordert indessen systematisch-empirische Umsicht. Denn nicht die einzelne Zeitungs- oder Zeitschriftenausgabe, nicht der einzelne Film, nicht die einzelne Hörfunk- oder Fernsehsendung stellen jeweils das Medienprodukt oder Kommunikat dar. Vielmehr bestimmt die kontinuierlich und periodisch produzierte, publizierte und rezipierte Ausgabenfolge, die serielle *Veranstaltung*, den struktur- und funktionslogischen Beobachtungsort für die Quellenforschung. Das Veranstaltungsmoment der beiden Pressemedien und der beiden Rundfunkmedien ist gewöhnlich unproblematisch. Beim Kinomedium dagegen fällt es schwer, sich Film — selbst den Spielfilm — als Periodikum vorzustellen. Gleichwohl lehrt seine Geschichte, daß Filme periodisch, bisweilen sogar seriell

hergestellt, verbreitet und angeschaut werden. Die meisten sogenannten „Filmanalysen“ bleiben jedoch ihren werkimmanenten literatur- und kunstwissenschaftlichen Fragestellungen verpflichtet, mag deren Präzisionsgrad inzwischen mit Hilfe rechnergestützter Erhebungstechniken auch ein noch so eindrucksvolles Niveau erreicht haben⁴. Derlei Merkmalsinventarien haben freilich für die allgemein- und kommunikationsgeschichtliche Forschung selten mehr als illustrativen Wert, solange sie allein den Einzelfilm beschreiben. Erst wenn die Methodologie beim Aufbau solcher Filminventarien einen Stand erreicht haben wird, der die Entwicklung nicht-numerischer Programme und Programmpakete für die rechnergestützte Auswertung filmischer (nicht sprachlicher) Daten zuläßt, wird sich der Umgang mit Filmquellen bei der synchronischen wie bei der diachronischen Kommunikationsforschung etwas weniger dramatisch als heute noch darstellen.

Das periodische Moment aller Kommunikation, also auch der Filmpublizistik, stellt die Quellenforschung vor ein Ameisenproblem. Die schiere Quantität der Überlieferungen schließt durchwegs die umfassende Beschreibung und Bewertung, die Vollerhebung in der Sprache der Sozialforschung, aus. Nicht nur die Einzelforschung wird hier fast immer überfordert sein; auch Teamforschung kommt bei realistischer Einschätzung der personellen, zeitlichen und materiellen Anforderungen an ein Projekt sehr oft nicht um eine Auswahl ihrer publizistischen Quellen herum. Bei methodenkritischem Licht besehen, wird es sich sogar um ein mindestens dreistufiges Auswahlverfahren handeln, um die Wahl der Quellengruppe (z. B. Spielfilm, Wochenschau), die Wahl der Quelleneinheit (z. B. deutsche Jahresproduktion 1932; Historienfilme 1933/ 1945) und um die Wahl der Untersuchungseinheit (Form/ Inhalt; Personen/ Handlung)⁵. Doch die Auswahlsschritte sollen nicht nur zu handlichen und überschaubaren Materialmengen führen, sondern auch Rückschlüsse auf die Merkmalsbeschaffenheit bei der gesamten Quellengruppe, Quelleneinheit oder bei sämtlichen Untersuchungseinheiten zulassen. Die Auswahlverfahren müssen gewährleisten, daß in den zu untersuchenden Quellenausschnitten (Teilmengen) das Quellenuniversum (Grundgesamtheit) als dessen verkleinertes Modell wiederzuerkennen ist⁶. Die hier gewählte Terminologie läßt vermuten, daß nun die Theorie der Stichprobe ins Spiel kommt. Diese Theorie liefert die für eine systematische Teilerhebung notwendigen Regeln, denn nur eine geregelte, kontrollierbare Auswahl ergibt jenes Quellenmodell, dessen Studium allgemeine Aussagen über das Quellenuniversum zuläßt. Die Stichprobentheorie bedarf hier keiner besonderen Erklärung. Die allgemeine Methodenliteratur der Sozial- sowie

Kommunikationsforschung ist reichhaltig und genügt wissenschaftlichen und praktischen Ansprüchen, besonders was die Publikumsanalyse (Rezipientenbefragung) angeht. Dagegen ist die deutschsprachige, spezielle Methodenliteratur zur Inhaltsanalyse, gemessen an der Bedeutung dieses Untersuchungsverfahrens auch und gerade für publizistische Überlieferung, eher bescheiden⁷. Streng genommen ist „Inhaltsanalyse“ die Bezeichnung für ein Bündel von Untersuchungsbestecken, das für jede Untersuchung neu geschnürt werden muß, nachdem die geeigneten Bestecke ausgesucht und dem Untersuchungsplan (Forschungsdesign) entsprechend zusammengestellt worden sind. Der Untersuchungsplan enthält nicht nur die Fragestellung, sondern gibt auch vor, in welcher Weise die Befunde aus dem Quellenmodell mit Aussagen über das Quellenuniversum verknüpft werden sollen. Denkbar sind zwei gegenläufige Argumentationsrichtungen: der Repräsentationsschluß und der umgekehrte Inklusionsschluß. Die Untersuchung einer Stichprobe der in den vier Besatzungszonen Deutschlands zwischen 1946 und 1949 unter Lizenz hergestellten, insgesamt 83 deutschen Spielfilme ergibt beispielsweise, daß „Umerziehung“ kein Thema war. Der Repräsentationsschluß würde dann in Form einer generellen Hypothese lauten: der deutsche Nachkriegsfilm der Lizenzzeit hat „Umerziehung“ nicht thematisiert. Das umgekehrte, inklusive Schlußverfahren mag ein anderes Beispiel illustrieren. Die Hypothese, die deutsche Tonspielfilmproduktion zwischen 1929 und 1932 mit insgesamt 383 Titeln hat den „Ruf nach einer starken Hand“ thematisiert, wird mit Befunden einer Stichprobenuntersuchung überprüft; die Befunde aus der Modellquelle enthalten die gleichen Merkmalsausprägungen wie die Universalquelle.

An diesen Beispielen soll noch einmal erkennbar werden, wie monströs und in den meisten Fällen doch unmöglich jeder Versuch sein würde, eine Vollerhebung auszurichten. Doch so forschungsökonomisch Detailierhebung auch sein mag, sie erfordert regelhaftes Vorgehen bei der Konstruktion der Stichproben. Das Problem ist eben nicht allein die Reduzierung der Zahl von Quellen- und Untersuchungseinheiten, sondern die quasi-isomorphe Modellierung des Quellenuniversums. Mit dem geschilderten Beispiel läßt sich auch eine häufig übersehene methodologische Falle entdecken. Angenommen, beim ersten Beispiel würde die Wahl auf die zwischen 1946 und 1949 von der Deutschen Film AG (DEFA) in der sowjetischen Besatzungszone hergestellten 26 Spielfilme fallen oder, beim zweiten Beispiel, auf die zwischen 1929 und 1932 von der zum deutschnationalen Hugenberg-Konzern gehörenden Universum-Film-AG (Ufa) hergestellten 79 Spielfilme, dann wäre, streng

stichprobentheoretisch, eine willkürliche Auswahl erfolgt und eine wissenschaftliche Argumentation in beiden Richtungen (Verallgemeinerung oder Hypothesenprüfung) ausgeschlossen. Stichproben sind Zufallsauswahlen, aber nicht alle Auswahlverfahren müssen zufallsgesteuert oder probabilistisch sein. In jedem Fall aber müssen die Auswahlen im Zusammenhang mit dem Untersuchungsziel gesehen werden. In der Methodenliteratur wird der Stichprobenziehung selbstverständlich ein breiter Raum eingeräumt. Die Beispiele stammen allerdings meist aus der Umfrageforschung. Erst in der jüngeren inhaltsanalytischen Methodenliteratur ist eine näher am Forschungsproblem orientierte Darlegung der einfachen und komplexen Auswahlverfahren anzutreffen, die ihrerseits auf dem bisher einzigen deutschen Spezialwerk über inhaltsanalytische Auswahlverfahren basiert⁸. Auf eine Erörterung der probabilistischen Auswahlverfahren kann deshalb hier unter Hinweis auf diese Methodenliteratur verzichtet werden. Dagegen sollen die nicht-probabilistischen, sogenannten „bewußten“ Auswahlverfahren wenigstens erwähnt werden, denn sie haben gerade bei Medieninhaltsanalysen bereits zentrale Bedeutung erlangt. Wenn Art und Umfang einer Grundgesamtheit — etwa eine Population — unbekannt oder auch nur schwer abzuschätzen sind, geht kein Weg an einer systematischen Auswahl nach Zufallswahrscheinlichkeiten, an einer echten Stichprobe, vorbei. Sobald jedoch über eine Grundgesamtheit strukturelle, typologische oder klassifikatorische Kenntnisse vorliegen, von Fachleuten oder aus früheren Untersuchungen, sind bewußte Auswahlverfahren möglich. Gerade publizistische Quellen mögen oft insgesamt überschaubar und bekannt sein, doch ist der Aufwand zu ihrer Beschaffung, noch vor der Auswahl, Vercodung und Auswertung forschungsökonomisch vielfach nicht mehr dem wissenschaftlichen Ertrag angemessen. Das Problem tritt bei Pressequellen häufig genug auf, aber bei Film- oder Tonträgerquellen ist es schon notorisch. Publizistische Überlieferung ist lakonisch und, bei aller Fülle, zugleich porös. Ihre Abdichtung mit dem Ziel, eine intakte Grundgesamtheit als Basis für Zufallsauswahlen zu gewinnen, ist oft nicht mehr möglich, bestenfalls unverhältnismäßig aufwendig. Die Entwicklung der inhaltsanalytischen Methoden zeigt, daß gerade der hypothesengewinnende Repräsentationsschluß und keineswegs der hypothesenprüfende Inklusionsschluß bei weitem am häufigsten die argumentative Verknüpfung von Quellenmodell und Quellenuniversum herstellt. Zur Hypothesengewinnung taugen besonders Stichproben mit möglichst zahlreichen relevanten Merkmalsträgern, allerdings ist bei der Hypothesenprüfung Repräsentativität unerlässlich⁹.

Die bewußte Auswahl von Filmquellen bedarf,

im Gegensatz zur Zufallsauswahl, zusätzlicher empirischer Daten in der Form von Klassifikationsmerkmalen über die Grundgesamtheit, damit die subjektiven Urteile der Forscher(innen) in Grenzen bleiben. Dabei sind *quelleninterne*, auf die Medienaussage Film bezogene Daten und *quellenexterne*, auf die Medieninstitution Kino bezogene Daten zu unterscheiden. Quelleninterne Klassifikationen sind beispielsweise möglich nach dem Herstellungsland oder der Herstellungszeit, nach Inhalten (Gattungen, Stile), nach publizistischen Funktionen wie Informationsfilm (Wochenschau, Dokumentarfilm), Werbefilm (Propagandafilm), Lehrfilm (Unterrichtsfilm), Unterhaltungsfilm (Star-Ausstattungsfilm; „Spielfilm“), nach Formen oder Arten (Realfilm—Zeichentfilm, Stummfilm—Tonfilm, Schwarzweißfilm—Farbfilm, Langfilm—Kurzfilm), nach Produktionsklassen („A-Movie, B-Movie“). Quellenexterne Klassifikationen sind für die bewußte Auswahl immer dann besonders nützlich, wenn ein Zusammenhang mit möglichst vielen Untersuchungsmerkmalen der Quelle erkennbar ist, wenn die Quellen vorhanden und erreichbar sind und aus demselben zeitlichen oder räumlichen Medienumfeld stammen wie die Grundgesamtheit. Externe Klassifikationsmerkmale sind beispielsweise Kommunikatordaten (über Autoren, Produzenten, Regisseure, Darsteller/innen oder Produktionsunternehmen), Rezeptionsdaten (Besucherzahlen, Einspielergebnisse), Bewertungsdaten der Zensur- oder Prädikatisierung (Verbote, Staatspreise, Filmwirtschaftspreise, Filmkritikpreise, konfessionelle und Selbstkontrollprädikate). In diesen Zusammenhang gehören Klassifikationen aufgrund von Expertenurteilen nach den „wichtigsten“ oder „besten“ Tonfilmen nach meist jedoch persönlichen Kriterien — beispielsweise nationaler oder internationaler Filmkritiker oder Filmzeitschriftenherausgeber. Problematisch bleibt bei diesem Pooled Judgement-Verfahren immer noch die — paradox gesprochen — kollektive Subjektivität, die — salopp ausgedrückt — „Fachidiotie“ der Expertenklassifikation, es sei denn, das Urteilsprofil einer solchen Personengruppe wäre das Ziel der Untersuchung. Hier wird besonders deutlich, daß bei Auswahl und Klassifikation von Quellen keinesfalls die Auswertung und das Untersuchungsziel aus dem Blick geraten dürfen, obwohl selbstverständlich alles vermieden werden sollte, was nach einer nachträglichen Klassifizierung *auf* das Untersuchungsziel *hin* und nicht *vom* Untersuchungsziel *her* aussieht.

Die drei gebräuchlichen Formen der Klassifikation bei bewußten Auswahlen aus einer Grundgesamtheit, die bei Inhaltsanalysen freilich noch seltene *Quotierung* oder Quotenauswahl, die *Typisierung* und die *Konzentrierung* seien hier noch kurz angeführt. Bei

der Quotenauswahl wird eine bestimmte Anzahl (Quote) von Merkmalen zur Klassifikation der Quellen vorgegeben. Für die Untersuchung werden nur solche Filme ausgewählt, die jene Quotierungsmerkmale aufweisen, beispielsweise die Jahresproduktion eines bestimmten Filmunternehmens, Filme eines bestimmten Landes aus einer bestimmten Epoche, deren Hauptdarsteller(innen) bestimmte soziodemographische, etwa berufliche, Merkmale aufweisen oder deren Handlung in einem bestimmten zeitlichen, räumlichen oder gesellschaftlichen Rahmen abläuft.

Die Typenauswahl geschieht mit Hilfe charakteristischer oder „zentraler“ Merkmale des Quellenuniversums. Die Schwierigkeit dieser Klassifikationsform besteht vor allem in ihrer hermeneutischen Anfälligkeit. Typische Merkmale können nur vom Untersuchungsziel her bestimmt werden, weshalb die Untersuchungsergebnisse möglicherweise nicht mehr unabhängig vom Untersuchungsziel bleiben können. Hier spielen bereits Probleme der geschichtstheoretischen Typologie, der Gattungslehre und der Stilistik hinein.

Die Auswahl nach dem Konzentrationsprinzip zielt auf die bedeutsamen oder „gewichtigen“ Merkmale des Quellenuniversums; wie bei der Typenauswahl sind gewisse Vorkenntnisse über die Quelle insgesamt erforderlich, um die Bedeutsamkeit der Klassifikationsmerkmale beurteilen zu können. In der Kommunikationsforschung sind bisher in erster Linie Pressequellen nach dem Konzentrationsprinzip ausgewählt worden: die Prestige- oder Elitezeitungen als besonders „einflußreiche“, die Kaufzeitungen als besonders verbreitete Blätter unter Einbeziehung ihrer Reichweiten- und Nutzungsdaten. Bei Filmen wäre an eine Konzentration nach Einspielergebnissen und Besucherzahlen als Verbreitungskriterium zu denken. Konzentration nach Prädikatisierungen würde selbst das Kriterium der Bedeutsamkeit der Filmquellen erfüllen können. Gleichwohl ist die hermeneutische Falle auch bei dieser Klassifikation nicht weit, sobald die eine konzentrierende Auswahl bestimmenden Merkmale mit den zu untersuchenden Merkmalen zusammenhängen (korrelieren).

Die bewußte Quellenauswahl führt — im Gegensatz zur Zufallsauswahl — durch gezielte, d. h. empirisch abgesicherte Entnahme von Untersuchungseinheiten zu einer Stichprobe, die Aussagen über das Quellenuniversum erlaubt. Diese empirische Absicherung der Klassifikation geschieht, wie dargelegt, über objektivierbare, quelleninterne oder quellenexterne Merkmale. Fehlt eine solche Absicherung jedoch, dann handelt es sich nicht um eine methodisch bewußte Auswahl, sondern um ein ungezieltes, allenfalls illustratives Quellensortiment, um eine „Abgrenzung von Grundgesamtheiten“ (Kops). Die Aussagen

einer Untersuchung über „Techniken und Inhalte von Hitlers Kriegspropagandafilmen“ können, ungeachtet des Untersuchungsverfahrens, nicht schlüssig sein, weil eine nur scheinbar bewußte, tatsächlich aber ungezielte Auswahl der Filmquellen vorgenommen worden ist. Das Quellensortiment, einzelne Spielfilme des Regisseurs Karl Ritter, erfüllt keine erkennbaren Klassifikationsanforderungen. Die Befunde dieser Studie können nur etwas aussagen über irgendwelche „Techniken und Inhalte“ von Karl Ritters Kriegsfilmern. Sie lassen keine gültigen Schlüsse zu über „Hitlers Kriegspropagandafilme“, denn die Karl Ritter-Filme stellen eine bloße Abgrenzung und keine bewußte Auswahl aus dem Quellenuniversum dar¹⁰. Selbst als Sortiment würden die Filme problematisch genug bestimmt sein, denn bei „Kriegspropagandafilm“ handelt es sich um eine hochkomplexe Gattungsform, die wahrscheinlich, sollte sie zur Klassifikation in jeder Form benutzt werden, eine besondere Voruntersuchung erforderlich machen würde. Ebenso heikel sind die Ergebnisse der Studie von Siegfried Kracauer über den nationalsozialistischen Kriegsfilm auf der Grundlage von drei Dokumentarfilmen und von Wochenschaumaterial¹¹. Für seine Untersuchung über die „Deutsche Wochenschau“ der ersten Kriegsmonate ist er gleichfalls nur willkürlich vorgegangen und hat „passendes“ Filmmaterial verwendet¹². Gleiches gilt übrigens auch noch für Kracauers Beschreibung nationaler Stereotypen im amerikanischen Film¹³.

Die Verwendung von Filmen als Quelle für die sozial- und kommunikationsgeschichtliche Forschung und Lehre ist hier besonders eingehend unter dem methodologischen Gesichtspunkt der Auswahl dargestellt worden, weil Gesamterhebungen aus Gründen der Überlieferungsquantität und -qualität, der Zugänglichkeit und der Arbeitsökonomie erfahrungsgemäß die Ausnahme darstellen. Auf die Frage der Untersuchung selbst, — auf die Bestimmung der Merkmalsträger als Untersuchungs- oder Erzähleinheiten, deren Ausprägung als Merkmalskategorie, auf die Entwicklung eines Kategorienschemas, die Kategorisierung und Verschlüsselung sowie schließlich auf die Analyse im eigentlichen Sinn, beispielsweise nach Frequenz, Valenz, Intensität, Kontingenz der Merkmale kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden; dazu sei auf die Methodenliteratur verwiesen¹⁴. Ebenso wenig ist hier der Ort für einen Bericht über solche vorliegende Untersuchungen, die auf der Quelle Film basieren. Zwar handelt es sich im Vergleich zu Forschungen mit Presse- oder Rundfunkquellen um auffallend wenige Arbeiten, aber eine kritische Darstellung der Spannweite ihrer Fragestellungen und der Problematik ihrer jeweiligen Untersuchungsverfahren würden den Rahmen dieses Beitrags

sprengen. Zur Information mag die folgende Auswahlbibliographie einschlägiger Studien dienen.

* * *

Sozial- und Kommunikationsforschungen mit Filmquellen
Eine chronologische Auswahlbibliographie

- Charles C. Peters: *Motion Pictures and Standards of Morality*, New York 1933, 285 Seiten, Neudruck ebd. 1970.
- Edgar Dale: *Content of Motion Pictures*. [Anhang] *Children's Attendance at Motion Pictures*, New York 1935, 234 + 81 Seiten, Neudruck ebd. 1970.
- Edgar Dale: *Need for Study of the Newsreels*, *The Public Opinion Quarterly*, 1, 3 (July 1937) 122—125.
- Dorothy B. [Lumenstock] Jones: *Quantitative Analysis of Motion Picture Content*, *The Public Opinion Quarterly*, 6, 3 (Fall 1942) 411—428.
- Gregory Bateson: *Cultural and Thematic Analysis of Fictional Films*, Transactions. New York Academy of Sciences. Series II, 5, 4 (January 1943) 72—78.
- Dorothy B. Jones: *The Hollywood War Film, 1942—1944*, *Hollywood Quarterly*, 1, 1 (October 1945) 1—20.
- Marjorie Fiske and Leo Handel: *Motion Picture Research: Content and Audience Analysis*, *The Journal of Marketing*, 11 (October 1946) 129—135; auch in Leo A. Handel: *Hollywood Looks at Its Audience*, Urbana, Ill. 1950, 165—174.
- Martha Wolfenstein and Nathan Leites: *Movies. A Psychological Study*, Glencoe, Ill. 1950, 316 Seiten; [Auszug:] *An Analysis of Themes and Plots in Motion Pictures*, *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 254 (November 1947) 41—48.
- Dorothy B. Jones: *Quantitative Analysis of Motion Picture Content*, *The Public Opinion Quarterly*, 14, 3 (Fall 1950) 554—558 [= neuer Text gleichen Titels wie Jones 1942].
- Jiri Kolaja: *Swedish Feature Films and Swedish Society*, *Hollywood Quarterly*, 5, 2 (Winter 1950) 189—194.
- Lester Asheim: *From Book to Film. 1. Simplification*, *Hollywood Quarterly*, 5, 3 (Spring 1951) 289—304. 2. *Mass Appeals*, ebd. 5, 4 (Summer 1951) 334—349. 3. *The Note of Affirmation*, ebd. mit neuem Titel: *The Quarterly of Film, Radio and Television formerly Hollywood Quarterly*, 6 (Fall 1951) 54—68. 4. *Summary*, ebd. 6 (Spring 1952) 258—273.
- Gordon Miriams: *Drop that gun!* *The Quarterly of Film, Radio and Television*, 6 (Fall 1951) 1—19 [Gewaltdarstellung in 100 Filmen, Dezember 1949 bis April 1950].
- Frederick Elkin: *The Value Implications of Popular Films*, *Sociology and Social Research*, 38 (1954) 320—322.
- Dorothy B. Jones: *The Portrayal of China and India on the American Screen, 1896—1955*, Cambridge, Mass. 1955, 129 Seiten.
- Jack Schwartz: *The Portrayal of Educators in Motion Pictures, 1950—1958*, *Journal of Educational Sociology*, 34 (1960) 82—89; [Auszug aus:] *The Portrayal of Education in American Motion Pictures, 1931—1961*, Phil. Diss. University of Illinois, Urbana-Champaign, Ill. 1963, 178 Seiten.
- Emily Venken: *Analyse du Contenu des Actualités Cinématographiques*, *Etudes et Recherches. Techniques de Diffusion Collective (Bruxelles)*, 5 (Octobre 1961) 31—51.
- Donald A. Auster: *A Content Analysis of Business and Labor Sponsored Films*, *Social Problems*, 9 (1962) 328—336.
- Sari J. Nasir: *The Arab World in U. S. Movie Titles [über 64 Jahre]*, *Journalism Quarterly*, 40, 3 (1963) 351—353.
- Claude Brémond, Evelyne Sullerot et Simone Berton: *Les héros des films dits „de la Nouvelle Vague“*, *Communications (Paris)*, 1 (1965) 142ff.
- Peter Pleyer: *Deutscher Nachkriegsfilm 1946—1948*, Münster 1965, 490 Seiten.
- James A. Fyock: *Content Analysis of Films. New Slant on an Old Technique*, *Journalism Quarterly*, 45, 4 (Winter 1968) 687—691.
- Peter Pleyer: *Nationale und soziale Stereotypen im gegenwärtigen [1. 8. 66 bis 31. 1. 67] deutschen Spielfilm*, Münster 1968, 178 Seiten.
- Gerd Albrecht: *Nationalsozialistische Filmpolitik*, Stuttgart 1969, 562 Seiten.
- Martin Osterland: *Gesellschaftsbilder in Filmen. Eine soziologische Untersuchung des Filmangebots der Jahre 1949 bis 1964*, Stuttgart 1970, 253 Seiten.
- Georga Wiest-Elk: *Das Bild der Mutter im westdeutschen Nachkriegsfilm*. In: Alphons Silbermann (Hrsg.): *Die Massenmedien und ihre Folgen*, München, Basel 1970, 33—95.
- Dorothea Hollstein: *Antisemitische Filmpropaganda. Die Darstellung des Juden im nationalsozialistischen Spielfilm*, München, Pullach, Berlin 1971, 368 Seiten.
- Russel Earl Shain: *An Analysis of Motion Pictures about War released by the American Film Industry, 1939—1970*, Phil. Diss. University of Illinois, Urbana-Champaign, Ill. 1972, 455 Seiten.
- Hans Gerhold: *Medientransfer. Kurzgeschichten [von Ambrose Bierce] in Kurzfilmen [von Robert Enrico]*, Münster 1983, 548 Seiten.
- Ernst Opgenoorth: *Volksdemokratie im Kino. Propagandistische Selbstdarstellung der SED im DEFA-Dokumentarfilm 1946—1957*, Köln 1984, 298 Seiten.
- Jan-Christopher Horak: *Anti-Nazi-Filme der deutschsprachigen Emigration von Hollywood 1939—1945*, Münster 1984, 472 Seiten.

¹ Wilhelm Bauer: *Einführung in das Studium der Geschichte*. 2. verb. Auflage, Tübingen 1928, Neudruck Frankfurt 1961, 160.

² Vgl. Ernst Opgenoorth: *Einführung in das Studium der neueren Geschichte*, Braunschweig 1969; s. die Rezension d. V. in: *Publizistik*, 16, 3 (1971) 340f.

³ Vielfach wird die systematische Beschreibung von Form und Inhalt eines Films, die Filmographie, bereits als „Filmanalyse“ bezeichnet; vgl. dazu Winfried B. Lerg: *Über die Aussageanalyse audio-visueller Zeugnisse*. In: Günter Moltmann und Friedrich Reimers (Hrsg.): *Zeitgeschichte im Film- und Tondokument*, Göttingen 1970, 93—108.

⁴ Vgl. neuerdings Helmut Korte (Hrsg.): *Systematische Film-analyse in der Praxis*, Braunschweig 1986 (Hochschule für Bildende Künste. Materialien 1/86), 300 Seiten; der Band enthält neben einer Methodendiskussion des Herausgebers noch 5 exemplarische Inhaltsbeschreibungen einzelner Filme. Der gleiche Herausgeber verschickt mit einem Rundschreiben vom 18. 11. 1986 einen „Kooperationsvorschlag für eine Filmdatenbank/KINECOM“, die interdisziplinär nutzbar sein soll.

⁵ Als Bestimmungskatalog für Quellengruppe, Quelleneinheit und Untersuchungseinheit noch immer nützlich die Übersicht bei Gerd Albrecht: *Die Filmanalyse — Ziele und Methoden*. In: Franz Everschor (Hrsg.): *Filmanalysen 2*, Düsseldorf 1964, Anhang 233—270.

⁶ Über Größenordnungen der deutschen Spielfilmproduktion informieren beispielsweise die Tabellen im Jahrbuch der Filmindustrie (1—5, Berlin 1923—1932), im Handbuch der Filmwirtschaft (4 Bde., Berlin 1930—1935), die Filmstatistischen Jahrbücher (1952—1956) und Taschenbücher (seit 1957) der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft (SPIO), ferner die teilweise annotierten Titelverzeichnisse von Gerhard Lamprecht (*Deutsche Stummfilme*, 8 Bde., Berlin 1967—1969) und von Alfred Bauer (*Deutscher Spielfilm Almanach 1929—1950*, Berlin 1950, Neudruck München 1976). Ein wissenschaftlich brauchbares Titelverzeichnis — oder gar ein Index — der

deutschen oder in Deutschland gezeigten Wochenschauen existiert leider nicht. Titelverzeichnisse anderer Filmarten werden nachgewiesen bei Hans Traub und Hanns Wilhelm Lavies: *Das deutsche Filmschrifttum*, Leipzig 1940, Neudruck mit einem Nachtrag 1940—1960, Stuttgart 1980, 30—37.

⁷ Vgl. Hansjörg Bessler: *Aussageanalyse*, 2. Auflage Düsseldorf 1972; Alphons Silbermann: *Systematische Inhaltsanalyse*. In: René König (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, 3. Auflage, Bd. 4, Stuttgart 1974, 253—339; Werner Früh: *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*, München 1981; Holger Rust: *Methoden und Probleme der Inhaltsanalyse. Eine Einführung*, Tübingen 1981; Klaus Merten: *Inhaltsanalyse. Eine Einführung in Theorie, Methode und Praxis*, Opladen 1983.

⁸ Manfred Kops: *Auswahlverfahren in der Inhaltsanalyse*, Meisenheim am Glan 1977, 327 Seiten.

⁹ Aaron V. Cicourel (*Methode und Messung in der Soziologie*, Frankfurt a. M. 1974, 203) weist darauf hin, daß strenge Hypothesenprüfung ex post, durch Inhaltsanalysen historischer Überlieferung, sehr problematisch sein kann wegen der Inkonsistenz der gegenwärtigen Begriffe und der Geschichtsquellen.

¹⁰ Vgl. John Altmann: *The Technique and Content of Hitler's War Propaganda Films*, *Hollywood Quarterly*, 4, 4 (Summer 1950) 385—391 und ebd. 5, 1 (Fall 1950) 61—72.

¹¹ Vgl. Siegfried Kracauer: *Propaganda and the Nazi War Film*, New York 1942 [und als Supplement in seinem Buch:] *From Caligari to Hitler*, Princeton 1947, 273—331, deutsch erst in: *Von Caligari bis Hitler*, Frankfurt 1979, Anhang 319—395.

¹² Vgl. Siegfried Kracauer: *The Conquest of Europe on the Screen. The Nazi Newsreel, 1939—1940*, *Social Research*, 10 (September 1943) 337—357; zur Diskussion dieser Arbeiten vgl. Paul F. Lazarsfeld und Robert K. Merton: *Studies in Radio and Film Propaganda*, Transactions, New York Academy of Sciences, Series II, 6, 2 (1943) 58—79, auch als Kapitel XIV in Robert K. Merton: *Social Theory and Social Structure*, 9. Auflage, Glencoe, Ill. 1964, 509—528.

¹³ Vgl. Siegfried Kracauer: *National Types as Hollywood Presents Them*, *The Public Opinion Quarterly*, 13, 1 (Spring 1949) 53—72.

¹⁴ Siehe Anm. 7; zur analytischen Datenauswertung vgl. auch Roderick Floud: *Einführung in quantitative Methoden für Historiker*, Stuttgart 1980.

MÄNNERTRÄUME - TRAUMFRAUEN: MEDIENMACHER - MEDIENOPFER

Frauen in den Medien als Abbild einer imaginären Klischeewelt und Frauen in den Redaktionen
Koordination: Dr. Christine Leinfellner

Anhand von österreichischen und ausländischen Untersuchungen des Fernsehens, der Zeitungen und Zeitschriften werden die inhaltlichen, optischen und sprachlichen Klischees bei der Frauendarstellung hervorgehoben; weiters die unterschiedliche Behandlung zentraler Lebensbereiche wie Berufstätigkeit, Beziehungen, Familie, Hausarbeit, Hobbies bei Mann und Frau sowie die verschiedene Gewichtung traditionell weiblicher und männlicher Themen. Berücksichtigt wird auch die noch weitere Verzerrung und Simplifizierung vorhandener Klischees durch die Werbung.

Die Vernachlässigung der Frauendarstellung bzw. ihre Abwesenheit überhaupt in großen Teilen der Medien spiegelt die Welt der Macher, nämlich der Redakteure wieder. Frauen sind, außer als Sekretärinnen, in den Redaktionen kraß unterrepräsentiert, in leitenden Positionen so gut wie gar nicht vorhanden. Internationale Untersuchungen

über die medieninterne Situation der Frau werden diese Feststellung illustrieren. Über die reale Arbeitswelt der Frauen in den Massenmedien, Berufslaufbahnen, Einfluß und Wirkungsmöglichkeiten werden namhafte Journalistinnen berichten.

DIENSTAG, 24. NOVEMBER:
Dr. Burgl Czeitschner / Dr. Christine Leinfellner:
Frauen im Fernsehen

DIENSTAG, 15. DEZEMBER:
Dr. Christine Leinfellner: Klischees bei der Darstellung von Frauen und Männern im Fernsehen

DIENSTAG, 19. JÄNNER:
Dr. Christine Leinfellner: Frauentypen in Zeitschriften und Comics

BEGINN: 18.30 UHR

ÖSTERREICHISCHER JOURNALISMUS IM EXIL. 1933/34 - 1945

Koordination: Dr. Fritz Hausjell

Die zeitgeschichtlich orientierte Medien- und Kommunikationsforschung hat sich in Österreich dem Exil und der Emigration von Journalisten erst recht wenig zugewendet. Dabei wurde der Wiener Journalismus der Ersten Republik und des „Ständestaates“, der damals die österreichische Presse dominierte, zu einem erheblichen Teil von Personen mosaikartigen Glaubens oder jüdischer Herkunft gestaltet. Mit der Einführung des Schriftleitergesetzes im Frühjahr 1938 wurden diese Personen aus dem Beruf ausgesperrt. Ihre Vertreibung bzw. Vernichtung sowie die der politisch oppositionellen Kräfte hat(te) nachhaltige Folgen für das Niveau des Journalismus der Zweiten Republik. Dennoch liegt das Schicksal der durch Austrofaschismus und Nationalsozialismus ins Exil gedrängten bzw. ermordeten österreichischen Journalisten – mit wenigen Ausnahmen – noch im Dunkeln.

Dieses Seminar soll einerseits einen Überblick über die Forschungen in den Bereichen Exilpublizistik, Rundfunk im Exil sowie Lebens- und Arbeitsbedingungen exilierter österreichischer

Journalisten bieten; zugleich sollte es Impulse für die Aufarbeitung der so vielen offenen Fragen geben. Eine damit intensivierte Forschung könnte die positiven, demokratischen Traditionen im österreichischen Journalismus ins Bewußtsein rücken.

DONNERSTAG, 26. NOVEMBER:
Dr. Wolfgang Neugebauer: Sozialdemokratische Exilpublizistik 1934-1938

DONNERSTAG, 10. DEZEMBER:
Dr. Christian Kloyber: Österreichische Exilpublizistik und Exiljournalisten in Lateinamerika

DONNERSTAG, 7. JÄNNER:
Dr. Rudolf Holzer: Österreichischer Exiljournalismus und -publizistik in Skandinavien (1934-1945)

DONNERSTAG, 21. JÄNNER:
Dr. Peter Eppel: Österreichische Exiljournalisten in den USA (1938-1945)

BEGINN: 18.30 UHR

iWK

HERBST / WINTERSEMESTER 1987/88
PROGRAMM

INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST, 1090 WIEN, BERGGASSE 17/1, TEL. 34 43 42

Kommunikationsgeschichte und gesellschaftliche Lernprozesse.

Pädagogische Reflexionen zu einem publizistischen Forschungsfeld

ANTON AUSTERMANN

Wenn Menschen kommunizieren, können sie voneinander, auch miteinander lernen. Es kommt darauf an, daß sich ihr Wissen, ihr Bewußtsein, ihr Verhalten geändert hat: dann spricht man von Lernprozessen. Ob Menschen Gutes und Schönes oder Dummes und Schlimmes gelernt haben, ist wichtig unter normativen Gesichtspunkten, darf jedoch nicht die Frage verdecken, ob und wie überhaupt etwas gelernt wurde — und wenn's „das Falsche“ war. Wissenschaft hat Wirklichkeit aufzuklären, nicht zu benoten. Die pädagogische Frage, ob sich Kommunikationsgeschichte auch als Vernetzung individueller und gesellschaftlicher Lernprozesse begreifen läßt, zielt nicht auf normative Erkenntnisurteile, sondern auf neue Struktureinsichten zur menschlichen Kommunikation.

Menschliche Austauschphänomene werden unter den Aspekten von Änderung und Nichtänderung gesehen — das ist die schlichteste Formel für die pädagogische Frage nach dem Zusammenhang von Kommunikation und Lernen. Im jeweiligen historischen Kontext ist dieser Zusammenhang ohnehin hochkomplex, bedarf also zu seiner kategorialen wie materialen Aufschließung gerade der schlichten Fragestellung.

Kommunikationsgeschichte läßt sich als fortwährendes Zusammenspiel individueller und gesellschaftlicher Lernprozesse, ja, Lerngeschichten begreifen — so lautet meine These. Vom möglichen Nutzen dieser pädagogischen Sichtweise auf das publizistische Phänomen Kommunikationsgeschichte handelt der folgende Text.

1. Kommunikationsgeschichte Probleme und Auswege

So etwas Flüchtigtes wie menschliche Kommunikation läßt sich festhalten, beschreiben, vergleichen, interpretieren, verbessern: das ist das wissenschaftliche und pragmatische Programm der Kommunikationsgeschichte. Jede konkrete Ausführung dieses Programms wird von Beginn an mit einer Fülle von methodischen und methodologischen Fallen zu rechnen haben. Zum Beispiel bedrucktes Papier: gut, da ist Kommunikation als Botschaft eines Senders bereits per se festgehalten. Wie aber läßt sich die

Kommunikation von Zeitungslesern mit ihren Blättern anhalten, festhalten im Fluß der Lektüre, um sie beschreiben zu können? Und nun gar das Verhalten, die Erfahrungen, die Sentiments eines inzwischen historischen Zeitungsleserpublikums? Kann es überhaupt noch Nachrichten aus einer historischen kommunikativen Lebenswelt geben, die über eine Ansammlung äußerer Daten hinausgehen?

Alte Kommunikationsinstitutionen, Zeitungshäuser, Verlage, Rundfunkanstalten lassen sich aus ihren Akten als Institutionen beschreiben, rekonstruieren. Auch über das solchen Institutionen zuzuordnende Publikum werden sich Zahlen, wird sich Faktisches ermitteln lassen. Aber der innere kommunikative Verkehr zwischen Empfängern und Sendern, das Gespräch der Empfänger untereinander über ihren Sender — scheint dann doch für den Kommunikationshistoriker ein verlorenes Terrain zu sein.

Die Hoffnung, Einflußfaktoren oder gar Wirkzusammenhänge historischer kommunikativer Realität herauspräparieren zu können, um daraus für die Gegenwart Einsichten zu gewinnen — diese Hoffnung scheint vergeblich zu sein angesichts einer auf den ersten Blick schweigsamen Quellenlage. Welch ein Widerspruch: was in alten Kommunikationssituationen Herzen und Köpfe von Menschen bewegte, verwirrte, aufhellte, was das Publikum einer Radioreportage fesselte, was Filmzuschauer im Kino der dreißiger Jahre faszinierte, scheint für den Historiker gesellschaftlicher Kommunikation unauffindbar verloren zu sein. Denn das Publikum dokumentiert sich ja nicht selbst, protokolliert weder Begeisterung noch Unverständnis, noch aktuelles Verhalten, vergißt sein Lachen, sein Weinen, seinen Applaus, hat zwar eine deutlich wahrnehmbare aktuelle Identität, kann aber offenbar aus sich heraus keinerlei Gedächtnis für die Geschichte der eigenen Kommunikation entwickeln.

Aber: stimmt denn dieses Bild eines für den Kommunikationshistoriker prinzipiell unzugänglichen alten Publikums? Wo liegt der Denkfehler? Der Weg von der „Mediengeschichte“ zur „Kommunikationsgeschichte“ hat Konsequenzen, vor allem, was die Entwicklung methodischer Phantasie im Blick auf die Entdeckung und Interpretation neuer Quellen anbelangt.

Seit Winfried B. Lergs Essay „Pressegeschichte oder Kommunikationsgeschichte“¹ ist für die kommunikationshistorische Forschung inzwischen selbstverständlich geworden², daß sie „die leidige Medienfixierung“³ aufzugeben habe. Anders nämlich ist der Blick auf humane Kommunikation im Sinne lebendigen Austauschs gar nicht denkbar. Der Kommunikationshistoriker verabschiedet sich von der Vorstellung, alte Kommunikationsphänomene wie aus präzisen Aktenlagen heraus nachzeichnen zu wollen.

Kommunikativer Austausch widerspricht ja in fast allen seinen Erscheinungsformen der Zwangsvorstellung, sich auf Form- und Normblättern niederschlagen zu müssen.

Beispielsweise die Geschichte des deutschsprachigen Heimatfilms der fünfziger Jahre medienfixiert als Geschichte von Stoffen, Farben und Formen der Filme zu schreiben, ohne zu bedenken, daß sich diese Geschichte in Studios und Kinos entzündet und weiterentwickelt hat — solche auf den Inhalt eines spezifischen Mediums reduzierte Geschichte ist eben noch längst keine Kommunikationsgeschichte. Auch wenn dem Kommunikationshistoriker als Quellen zunächst nur die alten Filme selbst zugänglich wären, kann er eine blickverengende Medienfixierung bereits durch seine andere, nämlich kommunikationsbezogene Fragestellung vermeiden. Das bedeutet, vom vorliegenden Material aus im Blick auf die publikumsbezogenen Kommunikationsabsichten, die sich ja im Material niederschlagen, weiterzudenken. Anders formuliert: Ziel der Quellenbeschreibung ist nicht bloße Kartographie, sondern vorsichtige Abschätzung des kommunikativen Potentials eines alten Films, eines alten Zeitungstextes, eines alten Schlagers, einer alten Wochenschau⁴.

Zwar begibt sich der Kommunikationshistoriker mit der Beschreibung von Potentialen auf schwankenden Boden, vor allem, wenn man seine Arbeitsergebnisse mit denen der aktenaufarbeitenden historischen Diplomatik vergleicht. Indessen muß sich die Beschreibung eines Kommunikationspotentials nicht in jedem Fall völlig ohne (zusätzliches) historisches Netz vollziehen. In vielen Fällen etwa über die Intentionen, Arbeitsweisen, Kommunikationsvorstellungen der Filmemacher, der Produzenten, Regisseure, Kameraleute, Schauspieler. Und natürlich gibt es auch Nachrichten aus der alten Publikumssphäre, die ja von den Filmkritiken bis zu Berichten über das Verhältnis von Kinogängern und Stars keineswegs total im dunkeln liegt. Zur geduldigen Kommunikationsgeschichtsschreibung gehört nun einmal „die Freude an der Ermittlung ganz bestimmter und scheinbar beziehungsloser Sachverhalte“⁵ dazu. Wie sonst ließe sich das historisch oft verborgene Netz kommunikativer Beziehungen entdecken, das womöglich mit seinen Verstrickungen quer zu den gewohnten historischen Strukturen liegt.

Kommunikationsgeschichtliche Rekonstruktion einer vergangenen Wirklichkeit bedeutet also, das lebendige Wechselspiel von Kommunikator, Medium und Adressat aufzuspüren. Es gibt Quellensorten wie Tagebücher, Autobiographien, Briefe, in denen ein einzelner breit Auskunft gibt über die Publikumssphäre seiner Zeit. Aus denselben Quellengattungen dürften reichlich Nachrichten fließen über die

Kommunikationswirklichkeit. Oft mag sich manches wie eine punktuelle Auskunft lesen. Bis sich mosaikartige Bilder aus vielen Zeugenaussagen zusammensetzen, braucht es eben Zeit.

Auch das eigentliche Wechselspiel von Kommunikator, Medium und Adressat ist kein unlösbares historisches Rekonstruktionsproblem, da alle drei Sphären dieses Wechselspiels es ja selbst immer wieder bezeugen. Der Kommunikator, etwa der Verfasser einer Redaktionsgeschichte⁶, spricht über sich selbst nicht als abgelöste Person, sondern über seine Arbeit für das Produkt, also für das Medium im Blick auf dessen Publikumszielgruppen. Das Medium, etwa eine alte Zeitung, hat eine zum Leser, zum Publikum hin geöffnete Struktur vom Layout bis zur Schreibe, wovon sich auch auf die Intentionen der Kommunikatoren zurückschließen läßt. Und Publikum ist ja nie Publikum für sich, sondern kommt erst zu sich, formiert sich als Publikum eines kommunikativen Anlasses, Ereignisses, Mediums.

2. Journalistische Zeugen der Kommunikationsgeschichte des Publikums

Die Erweiterung der Fragestellung und damit des Gegenstandes ist das eine besondere Kennzeichen der Kommunikationsgeschichte im rückblickenden Vergleich zur forschungshistorisch älteren Mediengeschichte. Pressegeschichte als klassisches Exemplum der Mediengeschichte ist dann der eine Pol kommunikationshistorischen Interesses. Der andere Pol ist die Geschichte des Alltagsgesprächs der Menschen. Zwischen beiden Polen lassen sich nun beliebig viele institutionell gebundene, medienbedingte oder freie Kommunikationssituationen eintragen, deren Geschichte zu erforschen sich lohnen würde. Die Geschichte des forensischen Gesprächs wäre ein Beispiel, die Geschichte der Schiller-Rezeption beim jeweils zeitgenössischen Theaterpublikum ein anderes, die Geschichte des Kabarettpublikums im Berlin der zwanziger Jahre oder die Geschichte des Gesprächsstils in sozialdemokratischen Ortsvereinen seit 1949 in Nordrhein-Westfalen wären weitere Beispiele.

Meine Beispiele verweisen auf das zweite besondere Kennzeichen der Kommunikationsgeschichte, auf die Notwendigkeit der Entdeckung neuer Quellen, ohne die sich die Gegenstandserweiterung gar nicht vorstellen läßt. Gerade wenn eine Kommunikationsgeschichte des Publikums und nicht nur eine der Kommunikatoren und der Medien das Ziel ist, kommt Quellenmaterial in den Blick, das an seinem historischen Ort selbst Kommunikationsstoff war. Die Rede ist von Texten journalistischer Zeugen, Beobachter, Mitdarsteller, (bisweilen) Mittäter im Fluß der Kommunikationsgeschichte des Publikums. Siegfried Kracauers Filmkritiken aus den zwanziger

und dreißiger Jahren⁷ waren bei ihrem Erscheinen auf Zeitungsspalten nichts anderes als Lesestoff, der der Orientierung und Selbstverständigung eines lesenden Kinopublikums via Presse diente. Wohl kein zeitgenössischer Leser wäre auf den Gedanken gekommen, daß solche Kritiken einige Jahrzehnte später den Rang von Quellen zur Kommunikationsgeschichte des Kinopublikums einnehmen könnten. Journalistische Textgenres: Reportagen, Berichte, Kritiken, Feuilletons sind die oft einzigen Überreste flüchtiger, aber einst intensiver kommunikativer Realität.

Kracauers Filmkritiken sind nur ein Beispiel; bei Kurt Tucholsky finden sich seit seinen frühesten Theaterkritiken Belege über die kommunikative Publikumsrealität seiner Zeit. Beobachtung und Kritik der Publikumskommunikation sind für Tucholsky bewußtes journalistisches Programm: „Und so wollen wir weniger die Bühne als das Parkett rezensieren“⁸, schreibt er schon 1913. Nicht auf den Bühnen oder auf den Kinoleinwänden, nicht auf den Rednerpodien oder an den Rundfunkmikrofonen werden Entwicklungen und somit politisch interpretierbare Tendenzen des kommunikativen Austauschs von Menschen wirklich deutlich. Tucholsky blickt ins Publikum und zeigt als journalistischer Beobachter den Mißerfolg der Weimarer Republik bei ihren Bürgern. Denn diese verhalten sich kommunikativ nahezu immer in den Spuren eines sentimentalen Rückblicks zur wilhelminischen Monarchie oder später, gegen Ende der Republik, schon in einer Art aggressiven Vorblicks auf die Ideologie gesunden Volksempfindens im NS-Staat. Tucholsky als Beobachter der Publikumskommunikation in Weimarer Gerichtssälen, in Berliner Theatern, in Pariser Kabarets: seine Texte sind interpretierbar als Mosaiksteine der Kommunikationsgeschichte Deutschlands und Europas zwischen den Weltkriegen. Der Zusammenhang von politischen Entscheidungen und öffentlichem Bewußtsein wird bei Tucholsky als Kommunikationsrealität, als Austauschphänomen zwischen handelnden Menschen beschrieben. Der methodischen Besonderheit seines journalistischen Blicks war sich Tucholsky bewußt. Es gibt von ihm eine große Anzahl Essays, die auf theoretischem Niveau das Verhältnis von Journalismus und Publikum, die Struktur der Medienlandschaft, die Probleme journalistischen Selbstverständnisses zum Thema haben — Texte also, die an ihrem historischen Ort bereits Kernprobleme heutiger Kommunikationsgeschichtsschreibung vorformulieren⁹.

3. Zur pädagogischen Pointe der Kommunikationsgeschichte

Zeugen, beteiligte journalistische Beobachter wie Kracauer und Tucholsky ermöglichen Rückblicke in

den lebendigen Fluß vergangener Kommunikationsgeschichte. Freilich sind die überlieferten journalistischen Zeugenaussagen nicht ohne Quellenkritik, nicht ohne interpretativen Rahmen aus anderen Datensätzen z. B. der Institutions-, Personen- und Mediengeschichte im Sinne eines überzeugenden kommunikationshistorischen Bildes verwertbar. Wolfgang Duchkowitsch betont, Kommunikationsgeschichte müsse selbst kommunikativ werden, dürfe in diesem Sinne nicht nur als Summe von Publikationen ein gelehrtes Publikum überzeugen, sondern müsse zumindest der Intention nach auch das breite Publikum zu erreichen versuchen, das eigentliches Subjekt der Kommunikationsgeschichte ist und bleibt¹⁰.

Das pragmatische Interesse an Verbesserung der Kommunikationsrealität ist gewiß das entscheidende Motiv wissenschaftlicher Kommunikationsgeschichte. Nur: Zur-Kennntnis-Nehmen von Ergebnissen der Kommunikationsgeschichte darf nicht zum naiven Anwenden führen, sollte nicht voreilige Pädagogisierung bedeuten. Tucholskys Kritik der Weimarer Kommunikationsverhältnisse läßt sich keineswegs lineardidaktisch als Demokratiekritik der Bonner oder Wiener Republik umdeuten. Zeit- und Systemdifferenz zwischen Bonn und Weimar werden im Sinne der Ermöglichung von Kritik erst dann kommunikationshistorisch fruchtbar, wenn nicht aus historischen Kommunikationsverläufen unmittelbare Nutzenanwendungen gezogen werden, sondern Kritik mittels struktureller Einsichten aktuell zündet. In diesem Sinne ist Kommunikationsgeschichte als Sammlung aufzufassen, als Reservoir kritisch anzuwendender Modelle des Austauschs von Kommunikatoren, Medien und dem jeweiligen Publikum. Das bedeutet zugleich, das Pädagogische der Kommunikationsgeschichte nicht in deren normgeprägter Nutzenanwendung zu sehen, sondern Kommunikation selbst als pädagogisch interpretierbare Struktur aufzufassen. Pädagogik muß ja nicht oberlehrerhafte Durchsetzung einer Norm heißen, sondern kann Ermöglichung von subjektiver Einsicht mittels Bereitstellung kritischer Modelle bedeuten. Solche Modelle lassen sich aus kommunikationshistorischen Einsichten dann gewinnen, wenn man den engen Zusammenhang menschlicher Kommunikation und menschlichen Lernens sich vor Augen führt.

Menschliches Lernen ist die Verarbeitung von Erfahrung zu verfügbarem, handlungsrelevantem Wissen oder Verhalten. Wie menschliches Lernen als Prozeß im einzelnen abläuft, wissen wir nicht: „Wer behauptet, er wisse, was ein Lernprozeß sei und wie er gesteuert werde, ist ein Hochstapler oder ein Schwätzer. Aber man kann hinzeigen.“¹¹ Der Blick auf menschliches Lernen, das Hinzeigen gelingt am einfachsten bei den Resultaten und bei den Einstiegen.

Menschliche Lernprozesse entzündeten sich in aller Regel in Kommunikationssituationen, weil Lernen oder Austausch gar nicht denkbar ist. Lernen bedeutet Änderung von Wissen, Bewußtsein und Verhalten, aber das Sich-Ändern muß zugleich eine gewisse Form und damit Dauer finden — Lernen ist kein Chaos.

Das häufigste alltägliche Lernprozeßelement hat dann auch die Form kommunikativer Bestätigung: Wir bestätigen uns im gewohnten kommunikativen Alltagsritual mit unseren Mitmenschen, daß wir „okay“ sind, daß unsere vor langer Zeit lernend erworbenen Umgangs-, Arbeits-, Gesprächs- und Mediennutzungsformen immer noch stimmen¹². Aufregender für den pädagogisch interessierten Beobachter sind natürlich Einstiege zu solchen Lernprozessen, deren Resultate sich als relativ frische Änderungen des Gewohnten darstellen. Diese neuen Resultate sind als „Endstücke“ von Lernprozessen wiederum nur ablesbar in der Sphäre der Kommunikation, beim Austausch im Gespräch oder angesichts des Austauschs von (nonverbalem) Verhalten.

Kommunikationsgeschichten von Menschen sind im Blick auf ihre immanenten Bestätigungs- und Änderungsphänomene als Lerngeschichten interpretierbar. Die Frage nach den Effekten, nach den Resultaten von Kommunikationen ist bereits pädagogisch, eben weil sie Kommunikationsverläufe als mögliche Lernprozesse ansieht. Die Nähe, die partielle Identität von pädagogischer und publizistischer Frage an kommunikationshistorische Realität wird somit deutlich. Wirklichkeit und ihre Geschichte wird jeweils unter einem bestimmten Aspekt wissenschaftlich befragt: einmal (publizistisch) unter dem Aspekt der Kommunikation, des Austauschs von Botschaften, Meinungen, Verhalten — sodann (pädagogisch gleichsam pointierter) unter den Aspekten von Bestätigung oder Nichtbestätigung, von Änderungen innerhalb der Kommunikationsvorgänge.

Kommunikations- und Lernvorgänge sind in der Wirklichkeit stets ein Gemisch aus individuellen und gesellschaftlichen Prozessen. Der einzelne ist eingebunden in das kommunikative Erleben und Handeln größerer Gruppen, damit also auch in übergreifende Lernprozesse. „Die wichtigste Frage der Erziehungswissenschaft“ ist nach Jürgen Henningsen, „wie Menschen anders werden dadurch, daß sie anders gemacht werden. Die zentrale theoretische Vorstellung ist ‚gesellschaftlicher Lernprozeß‘. Das reicht vom Einüben des Heil-Hitler-Sagens bis zum Auf- und Abbau von Vorurteilen, vom Wandel der Mode bis zur Akzeptanz von Staatsformen, vom Gebrauch der Gabel bis zur Identifikation mit dem Auto. Alles das sind gesellschaftliche Lernprozesse, ist People Processing durch verhaltensrelevante Informa-

tionsumsetzung. Kindheit, Jugend, Weiblichkeit: das ist nicht Natur, sondern Geschichte.“¹³ Henningsen hätte an dieser Stelle präziser „Kommunikationsgeschichte“ schreiben können, weil „Kindheit, Jugend, Weiblichkeit“ sprachlich vermittelte und erworbene Vorstellungen in den Köpfen der Menschen sind.

4. Gesellschaftliche Lernprozesse als Elemente von Kontinuität und Wandel im Fluß der Kommunikationsgeschichte

Kontinuität oder Wandel? Welche Kategorie genießt beim jeweiligen Kommunikationshistoriker Vorrang? Kurt Koszyk plädiert „für eine stärkere Beachtung der Kategorie Kontinuität (...), die in Anbetracht einer Fixierung auf den Begriff des sozialen Wandels vernachlässigt worden“¹⁴ sei. Denn der Begriff des Wandels unterstelle etwa für das 19. Jahrhundert eine tiefgreifende gesellschaftliche Strukturveränderung, die bislang keineswegs plausibel nachgewiesen sei: technische, kultur- und sozialpolitische Innovationen als solche seien noch kein Beleg für einen Bewußtseinswandel. Dieser nämlich erst stelle „den Gradmesser dafür dar, in welchem Umfang sozialer Wandel überhaupt stattgefunden habe.“¹⁵ Koszyks Kritik richtet sich gegen einen Begriff von Wandel, der als letztlich unscharfer Oberbegriff die Zeichnung exakter kommunikationshistorischer Strukturen verhindert.

Ersetzt man das Modell vom sozialen Wandel durch die hypothetische Leitvorstellung „gesellschaftlicher Lernprozeß“, hat man eine gleichsam schärfere Optik in der kommunikationshistorischen Kamera. Gesellschaftliche Lernprozesse sind gemacht, zumindest lassen sie sich wie Inszenierungen begreifen: der Zusammenhang von Kommunikatoren, Medien und dem Publikum wird unter dem Gesichtspunkt des Wechsels von Bestätigung und Änderung betrachtet. Man denke z. B. an die bestürzend wechselhafte Geschichte der Kommunikationen des öffentlichen bis intimen Publikums in Deutschland vom Juli 1932 bis zum Juli 1933¹⁶. Klar mag mit diesem Beispiel auch werden, daß die Leitvorstellung vom gesellschaftlichen Lernprozeß nicht bedeutet, eine Gesellschaft, ein Volk lerne etwas gleichzeitig, gleichförmig und womöglich komplett: gesellschaftliche Lernprozesse sind erkennbar als Änderungstendenzen in den Mixturen von öffentlicher und privater, gesellschaftlicher und individueller Kommunikation. Spezifische Wege und Ziele gesellschaftlicher Kommunikation kommen dann eher in den Blick, wenn man diese Kommunikation als Lernarrangement für große Bevölkerungsgruppen begreift. Die Inszenie-

rung der Alltagswirklichkeit im faschistischen Staat ist ein hervorragendes (wie abschreckendes) Beispiel solcher pädagogischer Inszenierung gesellschaftlicher Kommunikation.

Die in gesellschaftlichen Lernprozessen jeweilig eingewobenen Werte und Normen sind kommunikationshistorisch kein Maßstab für die Frage, ob etwas „würdig“ sei zu erforschen oder nicht. Goebbelsche Kommunikationsinszenierungen sind unter Wertaspekten ihrer Inhalte indiskutabel — angesichts der erfolgreichen Inszenierung gesellschaftlicher Lernprozesse bis in die Todesstunden des Dritten Reiches läßt sich die kommunikationshistorische Relevanz der Figur Joseph Goebbels wohl kaum bestreiten. Das „Gurte Fahrt“ auf den Plakatwänden entlang der Autobahn ist ebenfalls kommunikative Inszenierung eines gesellschaftlichen Lernprozesses mit dem Ziel, daß sich beim Autofahren alle Verkehrsteilnehmer Gurte anlegen. Bei der Frage, ob die vielen Individuen sich nun anschnallen oder nicht, käme allerdings niemand auf den Gedanken, dies sogleich unter Gesichtspunkten gesellschaftlicher Kontinuität und gesellschaftlichen Wandels zu sehen. Trotzdem: Verhalten im Straßenverkehr ist gelerntes Verhalten, ist in seinen gelungenen Formen überlebensnotwendig, gehört letztlich ohne Zweifel in den Zusammenhang von Kontinuität und Wandel einer Gesellschaft hinein. Nur: Kontinuität und Wandel sind eben Kategorien, die erst unter Berücksichtigung großer Resultatmengen sinnvolle Aussagen zur Struktur einer Gesellschaft zulassen.

Die Kategorie „gesellschaftlicher Lernprozeß“ mit dem Blick auf die Verschränkungen individuellen und gesellschaftlichen Wissens, Bewußtseins und Handelns jedoch kann helfen, Wandlungen und Kontinuitäten im Fluß der Kommunikationsgeschichte material und präzise aufzuspüren. Wir haben es mit einer gemachten, inszenierten Geschichte zu tun. Sie ist nichts Schicksalhafteres, sondern das Ergebnis eines Mixtums aus unterschiedlichen Lernarrangements für Individuen und Gruppen. Mögen die großen und kleinen Regisseure eigene Intentionen auch leugnen, mögen sie ihnen tatsächlich unbewußt sein — das Publikum macht seine Erfahrungen, lernt angesichts der alltäglichen Kommunikationsangebote. Die pädagogische Aufarbeitung von Kommunikationsgeschichte als eines Spektrums unterschiedlicher Lernprozesse liefert die notwendigen Verbindungselemente: zwischen den kommunikationshistorischen Fakten und deren Deutung im widersprüchlichen Kontext von Kontinuität und Wandel in der Gesellschaft. Kontinuität und Wandel mögen aus der Sicht des einzelnen fernab liegende gesellschaftliche Phänomene sein. Über seine Einbindung in gesellschaftliche Lernprozesse indessen hat auch der einzelne die

Chance, Elemente von Wandel und Kontinuität nicht nur zu erfahren, sondern — im Blick auf seinen gelebten Alltag — mitzugestalten.

¹ Winfried B. Lerg: *Pressegeschichte oder Kommunikationsgeschichte?* In: *Presse und Geschichte*. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung. (Studien zur Publizistik. Bremer Reihe. 23) München 1977, 9—24.

² Vgl. Wolfgang R. Langenbacher: *Von der Presse- über die Medien- zur Kommunikationsgeschichte* In: Wolfgang Duchkowsch (Hg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis* (Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag). Wien, Köln, Graz 1985, 11—24, insbes. 15 u. 17.

³ Winfried B. Lerg, 13.

⁴ Selbst eine Kommunikationsgeschichte des Lachens liegt als Folge exemplarischer Untersuchungen zum Kommunikationspotential von Schwänken und Witzzen inzwischen vor: Norbert Neumann: *Vom Schwank zum Witz. Zum Wandel der Pointe seit dem 16. Jahrhundert*. Frankfurt a. M., New York 1986.

⁵ Winfried B. Lerg, 13..

⁶ Die vermutlich faszinierendste deutsche Redaktionsgeschichte ist von einer Frau geschrieben worden: Margret Boveri: *Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler*. Olten, Freiburg/Breisgau 1965. — Vgl. dazu die Autobiographie eines Kollegen aus dem *Berliner Tagblatt*: Karl Korn: *Lange Lehrzeit. Ein deutsches Leben*. Frankfurt a. M. 1975.

⁷ Siegfried Kracauer: *Kino. Essays, Studien, Glossen zum Film*. Hg. von Karsten Witte. Frankfurt a. M. 1974.

⁸ Peter Panter (d. i. Kurt Tucholsky): *Kritik des Parketts* In *Die Schaubühne*, Nr. 41 vom 9. 10. 1913, 986—988, insbes. S. 987. Nachgedruckt in: Kurt Tucholsky: *Deutsches Tempo*. Gesammelte Werke Ergänzungsband. Reinbek bei Hamburg 1985, 68—70, insbes. 69.

⁹ Vgl. Anton Austermann: *Kurt Tucholsky. Der Journalist und sein Publikum*. München/Zürich 1985.

¹⁰ Wolfgang Duchkowsch: *Mediengeschichte zwischen Historie und Soziologie*. In: Ders. (Hg.): *Mediengeschichte*, (Anm. 2) 37—50, insbes. 47.

¹¹ Jürgen Henningsen: *Erfolgreich manipulieren. Methoden des Beybringens*. Ratingen, Kastellaun, Düsseldorf 1974, 11.

¹² Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 1970, 157ff. (Amerik. Original New York 1966).

¹³ Jürgen Henningsen: *Die Impotenz der Schule*. In: Günther Groth (Hg.): *Horizonte der Erziehung*. Festgabe für Theodor Wilhelm zum 75. Geburtstag. Stuttgart 1981, 95—110, insbes. 107.

¹⁴ Kurt Koszyk: *Probleme einer Sozialgeschichte der öffentlichen Kommunikation*. In: *Presse und Geschichte*, (Anm. 1) 25—34, insbes. 32.

¹⁵ Ebd., 30.

¹⁶ Diese Geschichte ist noch nicht geschrieben. Sie müßte sowohl den Wandel vom „Guten Tag“ zu „Heil Hitler“ in den Alltagskommunikationen aufzeigen können wie den umfassenden Siegszug des Begriffs „Rasse“ in wissenschaftlichen, politischen und theologischen Diskursen.

CA, die Bank zum Erfolg.



Demmer & Merlicek

Der Kredit zum Erfolg. Schönes Wohnen kann schön teuer sein. Und die Gäste fragen sich: steckt da ein Kredit dahinter? Die CA weiß es, Sie wissen es – und sonst erfährt es keiner.



CREDITANSTALT



**SOZIAL
WISSENSCHAFTLICHE
DOKUMENTATION**

~2,5 Mio. Zeitungs-
und Zeitschriftenartikel
aus 100 Jahren
nach Sachgebieten
gesammelt & geordnet
leicht und sofort zugänglich

SOWIDOK-Datenbank:
500.000 Literaturhinweise ab 1980
gespeichert, abfragbar über die
Informationsvermittlungsstellen
der Nationalbibliothek,
der Bibliotheken der WU-Wien und
der Universitäten Wien, Graz,
Linz, Salzburg und Innsbruck



**SOZIAL
WISSENSCHAFTLICHE
STUDIENBIBLIOTHEK**

230.000 Bücher
und über
1100 Fachzeitschriften
und Tageszeitungen
warten auf Sie!

Autorenkatalog
Schlagwortkatalog
EDV-Recherchen
Mikro-Lesegeräte
Münz-Kopierer

Aktuelle Information zu den Sachgebieten:
Wirtschaft – Politik – Gesellschaft
Sozialpolitik – Arbeitswelt – Arbeiterbewegung
Bildung – Kultur – Geschichte
Umweltprobleme – Konsumentenschutz – Recht

**Sozialwissenschaftliche
Dokumentation
der Kammer für
Arbeiter und Angestellte
für Wien
1040 Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20–22
Tel. 65 37 65/393
Mo–Fr 8–16 Uhr**

**Sozialwissenschaftliche
Studienbibliothek
der Kammer für
Arbeiter und Angestellte
für Wien
1040 Wien,
Prinz-Eugen-Straße 20–22
Tel. 65 37 65/452 Auskunft
352 Lesesaal
Mo–Fr 13–19.30 Uhr
Sa 9–12 Uhr**

P. b. b., Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1070 Wien, 2. Aufgabepostamt 1010 Wien

Bei Unzustellbarkeit bitte zurück an:
Medien & Zeit — 1014 Wien, Postfach 208